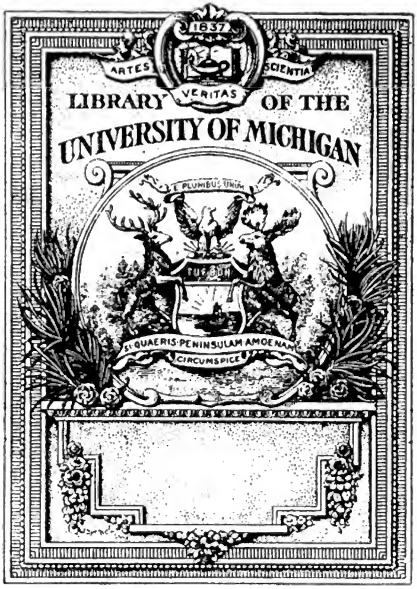
A 794,545

Bibliothek der Universitätsbuchhandlung Wilhelm Vigens

330.6
B58

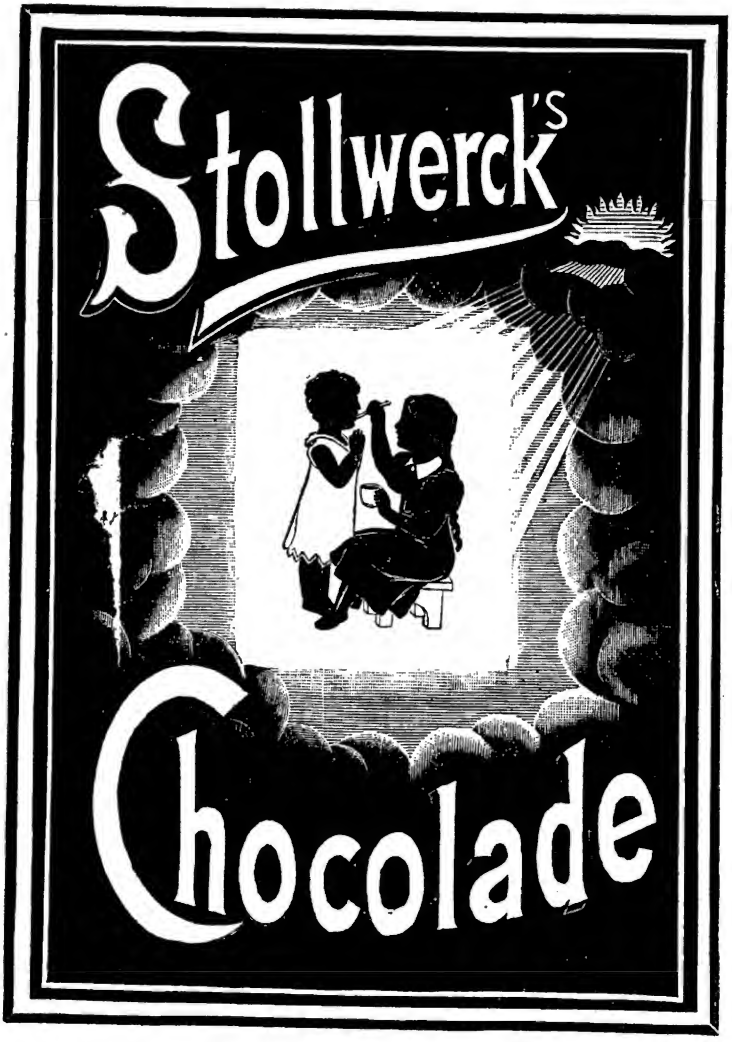


THE GIFT OF

Dr. H. C. Beaty.

830.6/55 8

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**



UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG.

In unserem Verlage ist erschienen:

Schwäbisches Wanderbuch.

Eisenbahn- u. Wanderführer durch Württemberg und Hohenzollern.

Herausgegeben von der Generaldirektion der Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen.

Bearbeitet von **Gustav Ströhmfeld.**

Mit zahlreichen Illustrationen, Karten, Plänen und Panoramen.

In rotem Leinenband. Preis 3 Mark.

Das »Schwäbische Wanderbuch« umfasst das ganze Gebiet des an Naturschönheiten so reichen württemberger Landes einschliesslich der Nachbarbezirke — von der Hohenloher Ebene bis zu den Allgäuer Alpen und dem Bodensee, vom romantischen Donauthal und der Rauhen Alb durch rebengeschmückte Gelände, freundliche Städte und Dörfer bis zu den tannenumrauschten Höhen des Schwarzwaldes. Nach praktischen, aus der Erfahrung gewonnenen Gesichtspunkten bearbeitet, wird es ein nützlicher und zuverlässiger Führer sein sowohl für die Eisenbahnreise wie auch für Wanderungen zu abseits von dem eisernen Schienenstrange liegenden schönen Punkten und Sehenswürdigkeiten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Zwölfter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ich will. Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin (Fortsetzung) 7

Sommermärchen. Novellette von Hans Grevenberg . . 69
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Fischfang und künstliche Fischzucht. Sportliche und wirtschaftliche Betrachtungen von Dr. O. Stein . . . 100
Mit 16 Illustrationen.

Des Nächsten Weib. Erzählung von Reinhold Ortmann 127

Verkehrte Welt. Eine Toilettenstudie von Hans Scharwerker 157
Mit 10 Illustrationen.

Ein Ausflug in die Eifel. Reisebilder von Kurt Lassen 170
Mit 12 Illustrationen.

Meine Kuh. Humoreske von Harry Nitsch 189

Kaiserliche Schnapsläden. Eine Lösung der Alkoholfrage. Von Gerh. ten Boer 198
Mit 3 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein unhistorisches Attentat 209

Neue Erfindungen: Seite

I. Ein Fensterputzapparat 211
Mit Illustration.

II. Zimmerkühlschrank als Ersatz eines Eisschrankes 212
Mit Illustration.

III. Das Jzard-Rad 214
Mit Illustration.

Der Litteraturfreund 215

Eine von Frauen geleitete Strafanstalt 216

Eine Lektion 221

Zusammengewachsene Zwillinge 222
Mit 3 Illustrationen.

Liebevolle Gatten 225

Der Maulwurf und sein Jagdtier 226

Ein Sturm im Wasserglase 228

Aus Omdurman 233
Mit Illustration.

„Hess, lass dich köpfen!“ 235

Kuriose Hochzeitssitte 236

Der Prozess gegen Sokrates unter König Otto . . . 237

Auch eine Gratulation 238

Grausame Kuren 238

Das erste Regiment! 239

Eine Schmetterlingsfarm 239

Ein Arzt auf dem Sterbebette 239

Maler mit vielen Wohnungen 240

Missratene Schmeichelei 240

Ich will.

Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Um seine tiefe Erschütterung vor der Schwester zu verbergen, schritt Robert dem Hintergrunde des Zimmers zu, als vom geöffneten Nebenzimmer her des leise eintretenden Burschen Stimme meldete, eine Dame, eine Frau Angreß, bitte, die gnädige Frau sprechen zu dürfen.

„Frau Angreß?“ wiederholten Selken und seine Schwester gleichzeitig und sahen einander betroffen an.

Seine Blicke fragten: „Willst du sie empfangen, bist du stark genug?“

Und sie nickte. „Ja, für diesen Besuch reicht meine Kraft.“

Der Doktor gab dem wartenden Burschen Bescheid und begab sich dann selbst durch die geschlossene Portiere in das Seitenzimmer, um sich zum Fortgehen zu rüsten. Aber plötzlich fühlte er sich festgehalten durch einen weichen, ihn wundersam bannenden Stimmenklang.

Adelheid war bei Frau v. Ramhorst eingetreten. Wenn sie auch erwartet hatte, einen vom Unglück gezeichneten

Menſchen zu finden, das Leidensgeſicht, das ſich ihr jetzt zuwandte, raubte ihr dennoch die Faſſung und ließ ſie erbebend auf der Schwelle zögern, bis übermächtig hervorbrechendes Mitgefühl ihr die Arme öffnete und ſie in Selbſtvergeſſenheit vor dem Platz der Majorin niederwarf.

„Liebe, liebſte, gnädige Frau, verzeihen Sie mir, ich konnte nicht anders, ich mußte zu Ihnen kommen, mußte Ihnen ſagen, daß —“ ihre heißen, ſtammelnden Lippen preßten ſich wieder und wieder auf die Dulderinnenhände in den ihren — „daß ich immer an Sie gedacht, für Sie gebetet habe.“

„Gutes Kind, ich danke Ihnen.“

Kein Laut Adelheids rührte an die blutende Wunde, aber jedes Wort, das ſie flüſterte, jeder Blick, der das vergrämte Antlitz der Schickſalsgeprüften da vor ſich traf, war eine Liebkoſung.

Was ſie miteinander ſprachen, es war nicht viel und immer wieder dasſelbe: „Ich mußte zu Ihnen kommen- gnädige Frau, ich habe Sie ſo lieb, nur Ihre Hände wollt' ich küſſen und dann wieder gehen.“

Und die Antwort: „Ich danke Ihnen, Sie liebes, gutes Kind!“ —

Indeſſen ſaß einer, die Augen ſtarr vor ſich hinaus gerichtet, die Lippen aufeinandergepreßt. Und ihm war es, als lauſche er einer neuen, gewaltigen Melodie. Vergeſſen ſang ſie nicht, aber Erkennen, Bereuen, bitteres Bereuen. — —

Adelheid hatte Frau v. Ramhorſt wieder verlaſſen und nahm den Weg zum Theater. Ihr Kopf war geſenkt, ſie blickte kaum auf. So ſchreiten Gläubige, die aus der Kirche kommen. Und ſie kam von geweihter Stätte, von einem Menſchen, zu dem das Schickſal geſprochen.

In ſchwermütigem, beinahe feierlichem Ernſt betrat Adelheid ihre Arbeitsſtätte. In einem Seitenzimmer neben dem Bureau, das ſie zu durchſchreiten hatte, ſaß Ottomar

Erhard und überlas seine Rolle noch einmal vor der Nachmittagsprobe. Sie nickte ihm zu und ging an ihm vorüber ins Bureau hinein.

Der junge Schauspieler hatte ihren stummen Gruß freundlich erwidert und sich von neuem in sein Studium versenkt, als, ohne anzupochen, ein fremder Herr die Thür öffnete und sich spähend umblickte.

„Sie wünschen?“ fuhr Erhard von seinem Platze auf. Der andere trat näher, lüftete den Hut, sah sich kritisch ringsum, betrachtete den Schauspieler, zog die Nase hoch und sagte von oben herab: „Sie sind hier ja wohl wahrscheinlich zu Hause und könnten mir vielleicht sagen, wo ich das Theaterbureau finde.“

„Allerdings, mein Herr,“ verbeugte sich Ottomar ironisch verbindlich, „wenn Sie mir anvertrauen möchten, mit wem ich das Vergnügen habe, denn der Eintritt in das Bureau ist um diese Stunde im allgemeinen nicht gestattet, da der Direktor anwesend und beschäftigt ist.“

„Wendelburg aus Hartenau.“

„Ah — Erhard, Ottomar Erhard.“

„Was, der sind Sie —“

„Wenn Sie gütigst erlauben, ja!“

Die beiden maßen einander. Wendelburg kehrte achselzuckend die Handflächen nach außen.

„Dann kann ich mir eine lange Einleitung ersparen. Ich möchte meine Frau sprechen, Herr — Herr Erhard.“

„Ich fürchte, Frau Angreß ist momentan nicht abkömmlich,“ entgegnete der Schauspieler mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Frau Angreß! Sieh, sieh“ — Wendelburg lachte kurz auf — „Theatername — hätte ihr die Rücksichtnahme gar nicht zugetraut!“

Erhard nahm seine Rolle auf. „Kann ich Ihnen sonst noch mit etwas dienen, mein Herr?“

„Aber gewiß doch, Verehrteſter!“ Ungeniert, protzenhaft überlegen war Wendelburg auf den Schauſpieler zugeſchritten und hatte ihm breit die Rechte auf den Arm gelegt.

„Sie können mir noch ſagen, ob ich mich täuſche, daß Sie es waren, der meiner Frau die Möglichkeit bot, wieder nach Arberg zurückzukommen.“

„Und wenn ich das that, mein Herr?“

„Dann verraten Sie mir vielleicht auch noch, was Sie nun weiter für — für Zukunftspläne mit meiner Frau haben, Naive, Liebhaberin, Balletttänzerin — die Auswahl iſt ja groß, nicht wahr.“

Erhard wandte ſich ab und verbiß ein Lächeln. Der Mann da vor ihm hatte ſich verraten, hatte gezeigt, was er fürchtete, um welche Beſorgnis ſeine Stimme ſo voll lauernder Gereiztheit klang — das Schreckgeſpenſt, ſeine ſchöne Frau möchte zur Bühne gehen!

Allerfreundlichſt, harmlos lächelnd kehrte er ſich dem Fragenden wieder zu. „Leider ſuchte ich Frau Angreß bisher vergeblich zu irgend einem Rollenſtudium zu bewegen. Ein Jammer einfach — bei ihrem Aeußeren. Eine glänzende Carriere könnte ſie machen.“

Ein wilder Blick Wendelburgs traf den Schauſpieler. Seine Ahnung, ſeine gräßliche Ahnung! Zur Bühne! Dann war ſie verloren für ihn, wie ſie es hier ſchon beinahe war, hier, wo er ihr nicht ſchaden konnte, wo ſie unter dem Schutze einer freidenkenden Welt ſtand.

Kaum daß das Detektiveinſtitut, mit dem er in Verbindung ſtand, ihm mitgeteilt hatte, daß Adelheid in Arberg im Theaterbureau in Stellung war, hatte er hierher eilen wollen, noch von einer anderen Furcht getrieben als der, ſie könne zur Bühne gehen; allein da hatte die Anzeige in der von ihm geleſenen „Arberger Zeitung“, Doktor Robert v. Selken habe ſich mit Ilſe Herbert verlobt, be-

ruhigend auf seine Hauptsorge gewirkt. Die andere aber hatte fortgesetzt an ihm gebohrt und ihn getrieben, wieder einmal durch persönliches Erscheinen Adelheid daran zu erinnern, daß er der Herr ihres Schicksals war und bleiben wollte. Wollte! Und wenn der schwarzgelockte Komödiante da vor ihm sich noch mehr Mühe gab, sie in sein Zigeunertum herüberzulocken.

„Nun, verlassen Sie sich drauf, bei dem ersten Debüt meiner Frau würde ich die Claque besorgen und Ihnen ließe ich aus Dankbarkeit einen Extralorbeerkranz werfen."

Als habe er weder den brutalen Ton, noch die beleidigende Anzüglichkeit in Wendelburgs Rede vernommen, so verneigte sich Ottomar verbindlich gegen ihn.

„Ihre freundliche Absicht, mein Herr, dürfte mir nur ein weiterer Ansporn sein, mich zu bemühen, der Kunst eine neue Kraft zu gewinnen."

„Wollen Sie sich auch noch unterstehen, mich aufzuziehen, Sie — Sie —"

Mit Wutblicken betrachtete Wendelburg den vor ihm Stehenden, und da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. Der Kerl da war schön, konnte nicht er —

Er fuhr auf den Mimen los. „Meine Frau wohnt ja wohl mit Ihnen zusammen?"

Wieder gab Ottomar mit vollendeter Liebenswürdigkeit Antwort. „Nicht ich — meine Schwester und meine Braut erfreuen sich des Vorzugs, Frau Angreß ihre Hausgenossin zu nennen."

Mit wohlberechneter Absicht, Wendelsburgs eifersüchtigen Verdacht erratend, hatte er Annettchen zu einer Würde erhoben, die ihr bis dato offiziell noch abging.

Kurzerhand drehte Wendelburg sich um, dann sagte er grob: „Ich will meine Frau sprechen — sagen Sie's ihr."

„Ich werde Sie auf Ihre inständige Bitte hin im

Bureau melden laſſen," gab Ottomar mit ſeiner weichſten Stimme zurück, drückte den Knopf der Klingel und verwies den eintretenden Diener an Wendelburg.

Der hatte ſeine Karte hervorgezogen und reichte ſie demſelben.

„Da — Frau Angreß ſoll herauskommen."

Breit der Bureauthür ſich gegenüber aufſtellend, wartete er.

Die Thür öffnete und ſchloß ſich — der Diener trat wieder heraus und gab ihm ſeine Karte zurück. Ein paar Worte waren darauf geſchrieben.

„Ich wüßte nicht, daß wir uns noch etwas zu ſagen hätten."

Mit einem Fluch ballte Wendelburg die Karte zuſammen, warf ſie zu Boden und ſtampfte mit dem Fuße darauf.

Im nächſten Augenblicke war er mit einem Satze an der Thür und riß an der Klinke. Die Thür war verſchloſſen. Da ſchlug er mit der geballten Fauſt dröhnend dagegen.

Ein paar Sekunden blieb es ſtill, dann wurde die Thür des Zimmers ein wenig geöffnet und der Kopf des Direktors bog ſich heraus: „Ich verbitte mir jeden Lärm und erſuche unberechtigt in dieſem Raume ſich Aufhaltende, ſich zu entfernen, da jetzt keine Sprechſtunde iſt."

Wendelburg hatte die Klinke wieder gepackt und ſuchte ſich Eintritt in den Raum zu erzwingen, in dem er ſeine Frau wußte, da richtete die Hünengeſtalt des Direktors ſich hoch und drohend vor ihm auf.

„Wenn Sie ſich nicht ſofort entfernen, mein Herr, ſo werde ich mein Hausrecht gebrauchen."

Wendelburg war zurückgetreten, ſein Geſicht ſah in ſeiner Wut unheimlich aus. „Bravo, Komödiantenbagage," ſagte er mit zuſammengekniffenen Zähnen. „Ein

feines Stück, aber, an der da drinnen" — seine Hand ballte sich drohend gegen die wieder geschlossene Bureauthür — „an der werde ich mich für den Abgang bezahlt machen!"

Siebzehntes Kapitel.

Regine hatte von Selken den Auftrag erhalten, nach einer größeren Photographie ein Porträt Hans v. Ramhorsts zu malen. Das Bild sollte ein Geschenk für seine Schwester werden. Und wieder und wieder kam er während der Arbeit bald mit diesem Wunsch, bald mit jener Andeutung zu der Malerin. Dieselbe begegnete all seinen Anliegen mit größter Bereitwilligkeit, das Verlangen aber, das ihr seine Augen verrieten, die erwartungsvoll von Thür zu Thür des Ateliers gingen, das hatte sie ihm nicht erfüllen können. Kein günstiger Zufall führte Adelheid daher, und Regine hatte nicht die Absicht, diesen Zufall zu unterstützen. Robert v. Selken hatte Adelheid nichts zu sagen, das dieser hätte etwas Gutes geben, oder ihr von jener gepeinigten Unruhe hätte helfen können, die sie seit Wendelburgs letzter Anwesenheit in Arberg nicht mehr verließ, zumal sie — auf Wendelburgs Veranlassung — von ihrem Vater einen Brief erhalten hatte, worin derselbe in schroffster Form ihr androhte, er werde, wenn sie ihrer Familie auch noch die letzte Schmach anthue, zum Theater zu gehen, eines Tages selbst erscheinen und versuchen, ob es ihm nicht besser glücken werde als ihrem Manne, sie zur Vernunft zu bringen.

Und einem solchen Leben, immer auf des Messers Schneide, immer in Furcht vor einer Widerwärtigkeit, einem Skandal, war Adelheid nicht mehr für lange gewachsen. Sie mußte ein Mittel, einen Weg finden, um sich mit Wendelburg dahin zu verständigen, daß er auf

irgend eine Art in eine gütliche Trennung willigte. Doch wie das beginnen? Sie fühlte wohl, so, wie sie Wendelburg bisher entgegengetreten, entweder voll leidenschaftlichen Zornes, oder — wie jüngst im Theaterbureau — fremd, aufreizend feindlich, so würde sie nie zu ihrem Ziele kommen. Andere, bessere Mittel aber, einen Menschen seiner Art zur Nachgiebigkeit zu bringen, waren ihrem beleidigten Weibesgefühl bisher nicht eingefallen.

So, erfüllt von Alltagssorgen, hatte es sie nicht sonderlich erregt, als sie von Regine erfuhr, Selken komme zuweilen in das Atelier. Sie hatte ihrem Gefühl für ihn Ruhe aufgezwungen. Er hatte ihr zu deutlich gezeigt, wie er sie verurteilte. Und waren ihm vielleicht jetzt, über seiner eigenen Liebesenttäuschung, die Augen weitsehender geworden, so wollte sie doch nicht diejenige sein, an der er den neuen Horizont seiner Anschauungen messen konnte. Was sie für seine Schwester empfand, der sie des öfteren durch übersandte Blumen und Grüße eine Freude zu bereiten suchte, durfte ihre Haltung ihm gegenüber nicht beeinflussen.

Sie wollte nicht mit ihm zusammentreffen und ging ihm geflissentlich aus dem Wege.

In Selken aber ward das Verlangen, Adelheid zu sprechen, immer quälender. Seit sie bei seiner Schwester gewesen, seit er ihr Herz hatte reden hören, war ihm das Wissen gekommen, wie schroff er ihr begegnet, wie blind, wie vorschnell ungerecht vielleicht er sie verurteilt und ihr dies deutlich gezeigt hatte. Kaum vermochte er das peinigende Bewußtsein noch zu ertragen, hart gewesen zu sein, ohne vorher zu prüfen, ob er auch ein Recht dazu habe. Es zwang ihn, gut zu machen, und um sie zu diesem Zwecke zu sehen, zu sprechen, begann er jetzt seine Wege häufig so zu legen, daß sie ihn am Theater oder

an Erhards Wohnung vorbeiführten. Doch vergeblich — noch war er ihr nicht begegnet.

Da, eines Tages gegen Sonnenuntergang, als er luftschöpfend in die Felder hinausschritt, war es ihm plötzlich, als tauche vor ihm zwischen den Kornähren ein goldschimmerndes Haupt, eine helle Gestalt empor.

Sie war es! Einen großen Strauß Kornblumen in der Hand, trat sie vom Feldrain auf den Mittelweg, der sich eine kleine Anhöhe hinanschlängelte, auf welcher ein Tempelchen Rundsicht über die Stadt und Umgebung bot.

Selkens Pulse schlugen schneller. Wie sie da licht und anmutig in dem blauen, duftigen Kleide vor ihm herging, so jung, so sommerlich! Er eilte, sie zu erreichen.

„Gnädige Frau —"

Ihr Kopf fuhr herum, eine Blutwelle ging über ihr Gesicht.

„Welch herrlichen Strauß Sie da gepflückt haben! Kornblumen! Meiner Schwester ganz besondere Freude."

„Dann nehmen Sie, bitte," rasch streckte sie ihm die Blumen hin, „für Frau v. Ramhorst."

„Aber ich bitte, gnädige Frau, so war es nicht gemeint," wehrte er lebhaft ab. „Ich freute mich, Ihnen so zufällig zu begegnen, aber mein Gruß sollte Sie nicht gleich berauben."

„Wenn der Strauß Ihrer Frau Schwester gefällt, bitte ich dennoch, ihn ihr zu überbringen."

Während er dankend nunmehr nach den Blumen griff, machte sie eine Bewegung, weiter zu gehen. Da trat er mit raschem, ehrlichem Entschluß dicht vor sie hin.

„Gnädige Frau, wollen Sie mir erlauben, Sie ein Stückchen zu begleiten. Seit langem habe ich den Zufall um Vermittelung einer Unterredung mit Ihnen gebeten."

Sie kämpfte einen harten Kampf, der ihm nicht ent-

ging und wie sie dann die Augen zu ihm erhob, sah er, daß eine Abwehr in ihnen stand.

„Ich wußte es," sagte er leise, „und Sie sind im Recht. Dennoch, gnädige Frau, lassen Sie mich sprechen, was ich zu Ihnen sprechen muß."

„Und Sie werden mich weiter „gnädige Frau" dabei nennen?"

„Verzeihung, aber —" Mißverstand er sie, daß er verlegen zögerte?

Kurz fiel sie ein: „Nennen Sie mich Frau Angreß. Das klingt einfacher und richtiger. Im übrigen aber —"

Verstummend brach sie ab und schritt weiter. Ihre Miene sprach: „Es steht dir frei, mir zu folgen."

Was sie in seinen veränderten Zügen gelesen bei diesem Wiedersehen, das wühlte wie ein Messer in ihr, daß sie hart und finster wurde, um ihren Schmerz nicht merken zu lassen. Nicht die tiefste Trauer um den Tod eines geliebten Menschen, um den Verfall der einzigen Schwester hätte vermocht, solche Spuren von Seelenleid in ein Männerantlitz zu graben, wie es das seine trug. Andere, grausamere Hände mußten da den Meißel geführt haben — vielleicht jene, die er sich fürs Leben hatte halten wollen, Ilses Hände!

Hatten die aber so viel Gewalt über ihn gehabt, hatten die ihm wirklich so weh thun können?

Es wurde kalt in ihr, daß sie nicht fühlte, wie die Sonne sie umflutete, wie warm die Worte klangen, die mit dem Geflüster rauschender Halme zu ihr drangen.

„Ich möchte noch einfacher zu Ihnen sprechen dürfen in dieser einzigen Stunde, ganz einfach, Frau Adelheid —"

Sie erbebte, wie die Blumen in seiner Hand, die er fester umschlossen.

„Wollen Sie mich so anhören, mein reuiges Bekenntnis, daß ich Ihnen Unrecht gethan?"

Ihr Blick verlor sich in die Weite, nicht dorthin, wo der Himmel golden flammte, sondern in den Schatten. „Sie haben mich einmal darauf hingewiesen, wie völlig fremd ich Ihnen sei — zu fremd, um recht oder unrecht an mir zu thun. Unsere Beziehungen zu einander haben sich seither nicht geändert."

„Nein — nur eine ganze Welt." Mit tiefem Atemzuge hatte er es hervorgepreßt.

„In der ich doch wohl nichts zu schaffen hatte, Herr Doktor," wies sie ihn scharf zurück.

Er antwortete nicht.

Der Pfad wandte sich bergan; von der, um diese Stunde vielbesuchten Anhöhe schallten Stimmen herab. Da bat er: „Nicht da hinauf!"

Schweigend ließ es Adelheid geschehen, daß er auf den ebenen, auf der einen Seite von Wiesen, auf der anderen von Feldern begrenzten Weg einbog. Hie und da standen Obstbäume, darunter waren schmale, niedrige Bänke, zu denen das Gras heraufreichte.

„Wollen wir dort ein wenig rasten?" Selken deutete auf eine Bank, über die ein von reifen Früchten überladener Kirschbaum sich neigte.

„Nein!" hatten ihre schon geöffneten Lippen rufen wollen, da überkam sie ein anderes Erkennen. Vor der Gefahr ihres Herzens stetig fliehen, hieße ihr unterliegen, sobald einmal die Flucht abgeschnitten sein würde. Sie aber mußte sich besiegen. Und so nickte sie stumm, nahm Platz und sah abwartend zu ihm hin, der sich an ihrer Seite niedergelassen.

Sein Blick ruhte am Boden, über die scharfen Züge lief es wie Blitzezucken, und grollendem Wetter gleich brach es aus ihm hervor: „Doch, Sie hatten in jener Welt zu schaffen, die mir zerfiel, Frau Adelheid. Ich habe Sie darinnen verurteilt, habe Ihnen mißtraut, habe Schuld

bei Ihnen geſucht, wo ich wohl nur Unglück hätte ſuchen dürfen."

„Bevor ich Ihnen antworte, darf ich fragen, Herr Doktor, was hat Ihnen dieſe Welt, von der Sie ſprechen, ſo verändert?"

Sie ſah ihn an in eiſiger Verwahrung — wie nur Liebe ſich verwahrt.

„Das Schickſal war mein Lehrmeiſter — ein furchtbarer Lehrmeiſter."

„Ich weiß, welches Bild dieſer Lehrmeiſter zertrümmerte, doch ſelbſt, wenn ſich mit dieſem Tempelſturze die Welt für Sie verändert hätte, verſtände ich noch immer nicht, wo von — von einer Ilſe Herbert zu mir der Weg der Erkenntnis führt."

„Adelheid —"

Totenbleich ſprang er empor und hochaufgerichtet ſtand ſie an ſeiner Seite, beleidigte, ſtolze Leidenſchaft in Kraft und Schönheit.

„Adelheid — nicht um die Lüge, nicht um ſie — nein, um einen Toten hat ſich meine Welt verwandelt."

Die Hände vor das Geſicht drückend, ſank er wieder auf ſeinen Platz zurück.

Langſam ſank da auch ihr das ſtolz erhobene Haupt. „Um einen Toten — um einen Toten!"

Sie ſtarrte in das Blutrot der erſterbenden Sonne, rotes Blut — rotes Blut! Ein totes Jünglingsangeſicht! — Und er, der dort in ſich zuſammengeſunken den Kopf ſo leidgebeugt vergrub, er wußte das Furchtbare — vielleicht er allein! Es hatte ihm die Maske vom Antlitz der leichtfertigen Braut geriſſen und Furchen in das ſeine gegraben.

Darum alſo, darum! — Ihre Hände falteten ſich ineinander — Liebe ſank dem Mitleid in die Arme und unter bebendem Erſchauern fühlte ſie, daß ſie dort an-

gekommen, wo das Weib den Weg zurück nicht mehr findet. Dennoch, dennoch! Jetzt kein Bangen, kein Zurückscheuen vor dem mächtigen, zwingenden Drange, zu ihm hinzutreten, ihm Gutes zu thun.

„Bitte, da —" Ein Hauch, ein Paar gegen ihn ausgestreckte Hände.

Der gebeugte Kopf hob sich. Ein einziger Blick — und er hatte gelesen, was sie so vor ihm stehen hieß — in Mitleid und Erschütterung.

Stumm nahm er ihre Hände und preßte sie gegen seine Lippen.

Eine Weile blieb es stumm zwischen ihnen.

Selken brach endlich das Schweigen, in dem er, sich aufrichtend, wieder ruhigen Tones sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich mich so wenig beherrschte, und lassen Sie mich Ihnen weiter beichten, wie das Bewußtsein, Ihnen unrecht gethan zu haben, seit jenem Tage, da ich von Ihrem Besuche bei meiner Schwester erfahren, nicht rastete, mich zu drängen: suche sie auf, bitte sie, dir deine Engherzigkeit zu vergeben und bewege sie, sich dir jetzt anzuvertrauen, wie sie es an jenem Tage gewollt, da sie sich vor dem Sturm in das Haus deiner Schwester geflüchtet."

Sie glitt wieder an seiner Seite nieder. „Ich habe Ihnen nichts weiter anzuvertrauen, Herr Doktor, ich thäte es sonst in dieser Stunde, wo ich dankbar empfinde, daß Sie in allem, was Sie selbst betroffen, noch so sich meiner erinnerten. Sie wissen, daß ich nach dem Gesetz verheiratet bin und wann ich von dem mir angetrauten Manne ging. Sie haben diesen Mann gesehen und dennoch —"

„Und dennoch Sie verurteilt," fiel er ihr sanft in die stockende Rede. „Ja, Frau Adelheid, noch immer, ja noch mehr denn je, liebe ich die Klarheit, und ich wüßte gern, welche Ursache, welcher zwingende Grund Sie

wohl veranlaßte, die Frau eines ſolchen Mannes zu werden."

Mit geſchloſſenen Augen holte ſie tief Atem, dann ſagte ſie langſam: „Kein Zwang, keiner! Keine Tragik kindlichen Opfers. Auch mein Herz irrte nicht — ich wußte, daß ich den Mann nicht liebte, dem ich mein Jawort gab."

„Und dennoch?"

Sie neigte die Stirn. „Dennoch — aus Müdigkeit! Aus Müdigkeit an dem Leben, das ich führte und aus dem heraus kein anderer Weg leitete."

„War denn Ihr Leben ſo ſchwer, ſo traurig?" Seine hellen Augen ſuchten wie nach eines Rätſels Löſung in ihrem Antlitz. „Verzeihen Sie, aber ich hatte, als ich Sie in Harwitz kennen lernte, nicht den Eindruck, als ob Ihre Verhältniſſe ſorgenvolle, trübe wären."

„Nein," antwortete ſie tiefen, leiſen Tones. „Nein, ich habe nicht entbehrt, ich habe nicht gehungert, und die Menſchen, unter denen ich lebte, waren gut zu mir — nach ihrer Art. Aber ſie haben das Beſte in mir mißhandelt, täglich, ſtündlich, ohne es zu wiſſen, meine Seele hat gehungert nach einem Strahl jener Lichthelle, die zur Entfaltung eines Menſchenichs gehört. Da kam die Müdigkeit, ich lag am Boden und rief nach einer Hand, die ſich mir entgegenſtreckte. Die ſeine bot ſich mir und ich — ich nahm ſie."

Selken ſaß ſtumm, der Nachhall ihrer heißen Worte verhallte in ihm. Der Sommerabend war kühl geworden und wie ein kühler Hauch ſchauerte es durch das, was er jetzt ſagte: „Sie kannten den Ernſt des Lebens wohl zu wenig, Frau Adelheid. Was Sie da ſchildern, das —"

„Das iſt ein Schickſal, welches Tauſende und aber Tauſende mit mir teilen," fiel Adelheid ihm ins Wort. „Jawohl, das weiß ich. Aber was wiſſen denn Sie, ein

Mann, vom bitteren Lebensernſte manch eines heimlich vertrauerten Mädchendaſeins! Laſſen Sie ſie kommen, alle die armen Rechtloſen und ihre Anklagen gen Himmel ſchreien, ich ſage Ihnen, der Ruf nach Brot auf Erden wird nicht gewaltiger klingen!"

Sie war aufgeſtanden, ihre Lippen brannten im erregungsbleichen Geſicht, ihre Augen flammten.

Er hatte ſich ebenfalls erhoben. „Ich verſtehe das alles, Frau Adelheid," ſagte er, mit ſanftem, ruhigem Ernſte zu ihr hingewandt. „Dennoch —"

„Dennoch —" unterbrach ſie ihn aufs neue. „Ich weiß, was Sie meinen: dennoch heiratet ein Mädchen auch dann noch nicht den erſten, beſten ungeliebten Mann! — Nun denn," ihre Augen begegneten groß und feſt den ſeinigen, „er war nicht der erſte, beſte, aber — er war der einzige. Vier Jahre hat er um mich geworben. Er kam wieder und wieder — ich wies ihn zurück, denn ich haßte ſeine brutale, gewöhnliche Art. Und noch einmal kam er, ſcheinbar ein anderer geworden, mit verändertem Benehmen, verändertem Weſen. Er ließ nicht ab von mir, und ich habe Nein dagegengeſchrieen, Nein! — bis eines Tages in hoffnungsloſer Müdigkeit doch — ein Ja daraus geworden iſt."

Sie ſchwieg, ſchwankte und preßte ihren Kopf gegen den Baumſtamm. Er folgte ihr, ganz Güte, ganz Teilnahme. „Von einem Jawort aber aus Irrtum, aus unglücklicher Stimmung bis zum Treuſchwur vor dem Altar iſt doch noch ein weiter Weg."

„Auf dem ich hätte ſehend werden müſſen!"

„Ja!" rief er laut.

Und ſie ſagte ihm auch das letzte noch. Wie ſie zu ihrem Verlobten hingeſtürzt mit ihrem flehenden: „Gieb mich frei" — und wie er ſie feſtgehalten, auf welche Weiſe er ſie feſtgehalten.

Schweigend vor ſich niederſtarrend, hatte Selken ihr zugehört. Nun ſtand er auf, ging ein paar Schritte mit geſenktem Kopfe auf und ab, dann ſtand er wieder vor ihr. „Da Sie ſich mir ſchon ſo weit anvertrauten, Frau Adelheid, ſo beantworten Sie mir in aller Ehrlichkeit noch die Frage: War es ein unmittelbarer, poſitiver Anlaß, der Sie an Ihrem Hochzeitstage ſich von Ihrem Manne ſcheiden hieß? Und wo geſchah es?“

Sie zögerte, ihre Hände ſchlangen ſich unruhig umeinander, rot ſtieg es in ihre Wangen. Er ſah das alles und — fühlte den Schlag ſeines Herzens ausſetzen. Was war ſie ihm, daß er ſo bangte, bebte, ſie nicht freiſprechen zu können?!“

„Frau Adelheid“ — ſein Ton klang dumpf und dunkel — „der Treuſchwur war mir ſtets ein Heiliges, ſolch einen Schwur bricht ein Weib wie Sie, wenn ſie ihn ſchon geſprochen, nicht nur um einer Stimmung halber, auch nicht, wenn ſie plötzlich erkennt, ſich in ihrem Manne getäuſcht zu haben. Das ſieht ſie zunächſt vielleicht kaum, wenn nicht ein Allgewaltiges über ſie kommt —“

„Es kam über mich — ein Allgewaltiges an Schönheit, vor dem das andere ſo häßlich wurde.“

Ihre Hände ſanken aus den ſeinen, verwirrt ſtrich ſie ſich über Stirn und Wangen und trat hochatmend auf den freien Weg hinaus. Was wollte ſie ihm verraten, wohin hatte ſie ſich verirrt! Sie konnte ihm ja doch nicht die Wahrheit ſagen!

Noch einmal wandte ſie ſich zu ihm. „Ich ſchied mich im Angeſichte der reichen, herrlichen Natur von dem ungeliebten Manne, zurückgeſtoßen von der unſagbaren Gewöhnlichkeit ſeines Weſens,“ ſagte ſie und ſchilderte des weiteren in gedrängten Worten den Lauf der noch folgenden Ereigniſſe.

Alles wußte er nun, nur das, was er ſelber ihrem

Schickſal geweſen war, das hatte ihm kein Hauch ihres Mundes verraten.

Still ſchritten ſie nebeneinander her. Vom Himmel ſpannte die Dämmerung ihre Schleier, im Graſe zirpten die Grillen.

Da fragte Adelheid leiſe: „Sind Sie noch immer der Meinung, mir unrecht gethan zu haben, damals, als Sie mich verurteilten.“

Tiefernſt blickte er zu Boden. „Ich verurteile Sie nicht, ich weiß, daß Sie im ehrlichen Glauben handelten, für ſich das Rechte zu thun — nur — Sie brachen Ihren Treuſchwur, ohne zuvor auch nur den leiſeſten Verſuch gemacht zu haben, ihn zu erfüllen.“

Sie ſtarrte ihn an und fragte zögernd, ſeltſam klingend: „Ich hätte alſo — trotz des mich plötzlich aufrüttelnden Bewußtſeins, unglücklich zu werden — dieſe Ehe zu halten verſuchen müſſen? Iſt das Ihre Meinung?“

Sichtbar gequält ſchwieg er eine Weile, dann ſagte er leiſe: „Die echte Frau vermag viel. Vielleicht wäre es Ihnen gelungen, einem Manne, der Sie doch immerhin auf ſeine Weiſe liebte, die Gefährtin zu ſein, durch die er ſelbſt zu einem anderen wurde. Gewiß, wie Ihr Mann ſich jetzt vor Ihnen zeigt, das iſt — gewöhnlich, aber traten Sie nicht vielleicht ſelber ihm ſtets mehr als Feindin gegenüber, denn als Weib?“

Sie zuckte zuſammen, ſeine Worte hatten getroffen. Schweigend ſchritt ſie weiter auf dem ſchmalen Wieſenpfade. Dann noch einmal, unter ſtockendem Herzſchlage, fragte ſie: „Ich hätte alſo dieſe Ehe zu halten verſuchen müſſen?“

„Frau Adelheid, ſo dürfen Sie mich nicht fragen!“ Seine Züge waren geſpannt wie im Krampfe. „So kann ich Ihnen nicht Antwort geben, dazu wünſche ich zu ſehr, Sie glücklich zu wiſſen.“

„Ich danke Ihnen.“

Sie reichte ihm die Hand, und als er dieſelbe nahm, ſah er in ein verwandeltes Geſicht, voller nie geſchauter Weichheit und Schönheit.

„Wir wollen uns hier trennen. Wo haben Sie Ihren Strauß für Frau v. Ramhorſt?“ fügte ſie hinzu.

Er hatte ihn liegen laſſen auf der Bank, wo ſie geſeſſen.

„So gehen Sie zurück und holen Sie ihn. Und nochmals: ich danke Ihnen und ich werde nachdenken über alles — alles!“

Er ſtand und ſah ihr nach wie verzaubert, bis ihre Geſtalt ſeinen Blicken entſchwand. Ihre Schritte beflügelten ſich. Sie flog, nein ſie floh . . . jetzt mußte ſie fliehen. Sie hatte nicht geſiegt vor ihm, ſie war unterlegen . . . verloren!

Sie floh und die Liebe blieb ihr zur Seite, die Fackel erhoben. Ueber ſeine Worte brauchte ſie nicht nachzudenken, ſie wußte, daß ſeine und ihre Welt verſchieden waren voneinander wie Tag und Nacht, daß er ſie nicht verſtanden, begriffen und daß ſie ihn dennoch liebte.

Und darum mußte ſie fliehen, fort von hier, von dieſem gemeinſamen Orte mit ihm — fort auf immer. Ein anderes gab es nicht! —

Bleich, verändert, zitternd betrat Adelheid ihr Heim.

Regine erwartete ſie voll Unruhe. „Ihr Spaziergang dehnte ſich lange aus, Liebſte.“

Sie gab keine Erklärung. Nach dem Abendeſſen aber ſagte ſie plötzlich in unerſchütterlicher Beſtimmtheit: „Morgen früh fahre ich nach Hartenau, um mit Wendelburg Rückſprache zu nehmen.“

Achtzehntes Kapitel.

Den Kornblumenstrauß in seiner Hand haltend, schritt Selken der Wohnung seiner Schwester zu. In tiefem Sinnen verloren, ward er des unweit des Hauses ihm entgegenkommenden Majors erst gewahr, als derselbe fast dicht vor ihm stand. Sein Gesicht war gerötet, die herausfordernde Arroganz seines Wesens trat noch stärker hervor, als gewöhnlich.

„Ah —" lachte er bissig, auf den Strauß in des Doktors Hand deutend. „Na, immer zu."

„Was macht Irmgard?" fragte Selken statt direkter Entgegnung.

„Zum Teufel, soll denn die Krankenhausfrage bis in alle Ewigkeit dauern?" Der Major trat auf, daß die Sporen an seinen Stiefeln klirrten. „Sie ist ja doch wieder gesund, seit Wochen schon."

„Meinst du?" fragte Selken und sah den Schwager fest an.

Die Beziehungen der beiden Männer zu einander, die nie sonderlich intim gewesen, waren seit Frau v. Ramhorsts Krankheit noch kühler geworden. Die Herzlosigkeit und Lieblosigkeit des Majors gegen die Gattin empörte Selken, und namentlich wenn er sah, wie die häusliche Heftigkeit des Majors immer schroffer hervortrat, hätte er gern einmal dem Schwager gegenüber rückhaltlos seine Meinung geäußert, wäre nicht die Furcht gewesen, durch energische Parteinahme die Unzuträglichkeit dieser Ehe noch zu verschärfen.

„Meinst du?" fragte er nochmals.

„Jawohl, ich mein's! Schon vorigen Monat hat's der Doktor gesagt, daß die Krankheit vollständig gehoben sei. Sie soll sich nicht so nachgeben, soll sich aufrappeln. Man kann schließlich alles übertreiben. So wie sie sich als Niobe hat —"

„Wolf!“

„Wie?“ Falkenſcharf tauchte des Majors Blick in den des Schwagers. „Mich hat's getroffen, ſo gut wie ſie. Aber was nicht zu ändern iſt, damit muß man verſuchen ſich abzufinden. Du thäteſt beſſer, du brächteſt ihr dieſe Einſicht bei, als tagtäglich bei ihr zu ſitzen und ihren Jammer noch zu ſtreicheln. 'n Abend.“

Mit kurzem Gruße ſchritt der Major klirrend weiter auf ſeinem Wege zum Kaſino.

Die Brauen finſter zuſammengezogen ging Selken die Stufen hinauf. Arme, arme Irmgard! Armes, gebrochenes Weib! Und wie hatten ihre Augen einſt geſtrahlt, wie hatte ſie geblüht in junger, lebensfreudiger Schönheit!

Gleich darauf ſtand er im Zimmer vor ſeiner Schweſter.

Sie ſaß ſteif und gerade auf einem Stuhle, die Hände auf den Knieen gefaltet, den Blick unbewegt geradeaus gerichtet. Kaum daß ſie ein wenig den Kopf bewegte bei ſeinem Gruß. Wie ſah ſie ſo müde aus, ſo ſterbensmüde.

„Hier, Irmgard, deine Lieblingsblumen. Sie wurden mir für dich gegeben von —“

Er ſprach nicht weiter, ſeine Augen ſtarrten auf ihre Hand, die ſich gehoben, den Strauß entgegen zu nehmen, eine kraftloſe Hand, von welcher der Aermel ſich ein wenig emporgeſchoben hatte und über dem Gelenk fünf blaurote Flecke ſichtbar machte, fünf Fingermale, von einer brutalen Fauſt da eingedrückt.

Er ſtand und ſtarrte und ſprach nicht, bis der Schweſter eigener, matter Blick von den Blumen an ihren Arm hinſtreifte. Da zuckte Röte über ihr bleiches Geſicht, Strauß und Hand ſanken in den Schoß, und die Trauerkreppgarnitur des Aermels fiel bis über die Finger herab.

In Selken aber hatte ſich jede Muskel geſpannt, ſeine

Augen flammten in dunkler Glut. Wenn er dieſe Flecke richtig deutete, dann —

„Irmgard, Schweſter! Wär's möglich, wagte er's, brutal gegen dich zu ſein?"

Sie ſah ihn an und lächelte. „O, es iſt ja viel beſſer jetzt — viel beſſer."

„Irmgard — Irmgard! — Und du haſt geſchwiegen, vielleicht Jahre hindurch geſchwiegen?"

Wieder lächelte ſie. „Frauenelend wird meiſt ſchweigend getragen."

Da knirſchten ihm die Zähne zuſammen in wilder, zornesheißer Empörung. „Er ſoll mir Rede ſtehen! Und du, Irmgard, du trennſt dich von ihm!"

Ganz ruhig ſchüttelte ſie den Kopf. „Man trennt ſich nicht nach einundzwanzigjähriger Ehe. Und es iſt ja auch ſchon viel beſſer jetzt — viel beſſer."

„Irmgard, du willſt doch nicht ſagen, daß er ſchon lange — Wenn auch nicht du — er hat dich doch aus Liebe geheiratet."

„Ja, früher, als er mich liebte! — Aber jetzt iſt ja alles viel, viel beſſer."

„Irmgard!" Selken war vor ihr niedergekniet, hatte ihre Hand ergriffen und küßte ſie, küßte ſie, als müßte er vor ihr Abbitte, Buße thun für einen anderen, dem dieſe Hand am Altar ſich in Treue angelobt. —

Kaum eine Stunde war es her, da hatte er vor einer anderen die Heiligkeit dieſes Schwures betont — vor einer anderen, die auch jung war und in ihrer Jugendſchönheit blühte, wie einſtmals dieſe gebrochene Dulderin hier, der er ſelber es jetzt zugerufen: „Trenne dich von ihm!" — Wieder und wieder küßte er der Schweſter Hand.

Sie ſtrich ihm über das Haar. „Nimm's nicht ſo tragiſch, Robert, ich habe mich hineingewöhnt in mein Leben und hätte auch nicht mehr die Kraft, es zu ändern.

Vergiß das heute — und ſprich nicht zu ihm darüber, du würdeſt mir kein Gutes damit thun."

Sie begann von anderen Dingen zu ſprechen, lebhafter, redſeliger als gewöhnlich, doch ſie hatte die neue Erkenntnis nicht tot zu reden vermocht in ihm, er nahm ſie mit ſich und ſie hob ihre Stimme empor laut und lauter.

Und wieder ſah er die andere vor ſich in ihrer jungen, anmutigen Schönheit — ſie, die da Kraft gezeigt hatte, ſo lange ihr dieſelbe noch ungebrochen war.

Hätte er wohl auch jetzt noch den Mut gefunden, zu ihr zu ſprechen, wie er geſprochen?

— — — — — — — — — —

In der Frühe des nächſten Morgens hatte ihn die zerquälte innere Unraſt wieder aus dem Hauſe getrieben, ins Freie hinaus. Wieder, wie geſtern, war er an den Gärten der Stadt vorbei den Wieſen, den Feldern zu gewandert. Und plötzlich hatte er auf dem ſchmalen Rain geſtanden, wo aus dem ſichelreifen Aehrengewoge ein goldſchimmerndes Haupt, ein himmelblaues Gewand vor ihm aufgeleuchtet hatten.

Adelheid — Frau Adelheid — jenes Mannes Frau!

Er kehrte ſich ab von dem wallenden Ernteſegen und ſuchte ſich abzukehren von den peinigenden Gedanken. Raſchen Schrittes ging er den Weg zurück.

Noch war es ungewöhnlich früh, ſo daß er ſtutzte, als er, um eine Straßenecke biegend, Regine Erhard daherkommen ſah. Er wollte grüßend an ihr vorübergehen, blieb aber doch unwillkürlich ſtehen und ſprach ſie an.

„Hat Sie der ſchöne Morgen auch zu einem Spaziergang herausgelockt?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, ich komme von der Bahn, ich habe Frau Angreß begleitet."

Ein Atemſtocken kam ihm. „Iſt — Frau Angreß verreiſt?"

„Ja, nach Hartenau.“

„Nach — Hartenau?“ Er ſtarrte Regine an, in deren Geſicht eine verhaltene Heftigkeit war. „In Hartenau wohnt ja —“

„Jawohl, Hugo Wendelburg aus Hartenau, dem eben hat ſie die Ueberraſchung ihres Beſuches zugedacht.“

Die Erbitterung ihres Tones ſprach deutlich aus, wie ſie ſelbſt ſich zu dieſem Beſuch ſtellte.

Selken war zurückgeprallt. „Aber das iſt ja kaum möglich! Wie iſt der Entſchluß denn ſo plötzlich —“

Regine zuckte die Schultern. Da ſie wußte, wie Adelheid zu Frau v. Ramhorſt in vertraulicheren Verkehr getreten war, fand ſie keinen Anlaß, vor dem Bruder etwas zu verheimlichen, was er doch wohl erfahren würde. „Ich verſtehe es auch nicht. Sie kam geſtern abend vom Spaziergang heim und erklärte kurz und bündig, morgen früh wolle ſie reiſen, um ſich auszuſprechen mit ihrem Manne. Ich redete dagegen, ſoviel ich vermochte, riet ihr, ſie ſolle ihn dann wenigſtens ſelbſt kommen laſſen — ſie blieb dabei. Na, ich hatte kein Recht, ſie gewaltſam zu halten.“

Selken war erblaßt. „Geſtern nach dem Spaziergang hatte ſie den Entſchluß gefaßt, ſagen Sie?“

„Ja, ſie kam nach Hauſe wie verwandelt. Ich fürchte, ſie begeht da eine große Dummheit, mit der ſie ſich nur ſchaden wird.“

„So habe ich den Anlaß dazu gegeben!“ Selken hatte es gerufen und die Hand gegen die Stirn gepreßt.

Regine ſah ihn ſcharf an und plötzlich ſchoß ihr die Röte der Kränkung, faſt des Zornes in das Geſicht. „Mir ſcheint, ich bin da weniger auf dem Laufenden, als ich vermutete. Nun, jeder muß wiſſen, was ihm am beſten iſt.“

Mit ſteifem Gruß wandte ſie ſich zum Weiterſchreiten.

Allein Selken blieb an ihrer Seite. „Verzeihen Sie, wenn ich mich Ihnen aufdränge, Fräulein Erhard. Aber was Sie mir da ſagen, beunruhigt mich aufrichtig. Ich traf geſtern zufällig Frau Angreß, wir ſprachen zuſammen, und wenn in unmittelbarem Anſchluß an unſer Geſpräch der Entſchluß in ihr feſtſtand, nach Hartenau zu reiſen, ſo muß ich glauben, daß die von mir gemachten Aeußerungen den Anſtoß boten zu der Abſicht, eine Wiedervereinigung mit ihrem Manne anzubahnen.“

„Eine Wiedervereinigung?!“ Regine ſchrie es beinahe. „Und dazu hätten Sie ihr geraten — S i e!? Und wenn es die Möglichkeit wäre, daß die Unglückſelige in irgend einer Gefühlsverwirrung auch nur daran zu denken vermöchte, Sie hätten kein Glück damit geſtiftet, Herr Doktor v. Selken.“

Mit großen Schritten eilte Regine ihres Weges allein weiter.

Selken ſah ihr wie geiſtesabweſend nach.

„Sie hätten kein Glück geſtiftet damit — Frauenelend wird meiſt ſchweigend getragen!“ Der Schweſter Wort und — der Schweſter Los. Nein, ſchlimmer noch, hundertfach ſchlimmer! Denn jenen dort in Hartenau hielt nicht einmal die äußerliche Form guter Lebensart in Schranken.

Und was ihn an der Schweſter am meiſten erſchüttert, was wie ein ſchneidendes Meſſer ihn getroffen: ihre müde Reſignation, ihr ſchweigendes Elend — das ſollte nun auch ihr Los werden — i h r Los, das er ihr als Pflicht hingeſtellt. Adelheid — jenes Mannes Weib!

„Nein — nein — nein!“

Er wurde ruhiger, hatte den Weg gefunden, den Weg — zu ihr. Ob er das Recht zu ſolchem Handeln hatte? Ja, er hatte es. Sie ſelbſt hatte es ihm gegeben, indem ſie zu ihm geſprochen, wie ſie es gethan. Sie ging am

Rande des Abgrundes, ihm ſtand das Recht, ihm ſtand die Pflicht zu, ſie von dem Wege zurückzureißen, auf den er ſelbſt hingewieſen.

Er kehrte zu ſeiner Schweſter zurück. „Ich muß mich auf einige Tage von dir verabſchieden, Irmgard. Ich habe eine unaufſchiebbare Reiſe zu machen.“

Verwundert ſah ſie ihn an. Es war etwas in ſeinem Geſicht, das ihr fremd ſchien.

Er beugte ſich zärtlich zu ihr. „Ich erzähle dir alles, wenn ich zurückkomme. Inzwiſchen lebe wohl und wünſche mir Glück auf meinen Weg.“

Neunzehntes Kapitel.

Als Adelheid vor der Einfahrt in Hartenau eine dunkle Rauchſchicht am Himmel ſah und die Menge hochaufragender Schornſteine die Fabrikſtadt kennzeichneten, die von Geſetzes wegen ihre Heimat hätte ſein ſollen, zog ſich ihr Herz zuſammen. Etwas wie Furchtgefühl kam über ſie, eine Stimme ward laut in ihr und ſprach: Kehre um — kehre um!

Ein paar Minuten lang gab ſie der Stimme Gehör, dachte ſie daran, wie Regine beinahe mit Gewalt verſucht hatte, ſie umzuſtimmen. Sie überlegte, ob ſie nicht wirklich in Uebereilung gehandelt, ob ſie nicht noch jetzt, im letzten Augenblicke, wieder umkehren ſolle.

Aber je näher die Stadt rückte, je mehr kam ihr die ruhige Entſchloſſenheit zurück, mit der ſie abgereiſt war. Als der Zug hielt, war ſie mit zielbewußter Sicherheit ausgeſtiegen und hatte ſich in ein nahe der Bahn gelegenes Hotel begeben.

Eine einzelne Dame als Reiſende und namentlich eine, die zwei Zimmer beſtellte, ſchien in Hartenau eine unerhörte Seltenheit zu ſein. Erwartete ſie denn ſo viel

Beſuch, daß ihr der allgemeine Salon nicht genügte und ſie einen Privatempfangsraum für ſich haben mußte? Neugierig ſtreckte das Hotelperſonal die Köpfe, ſo daß Adelheid ihre anfängliche Abſicht, den Hausdiener mit einem Billet an Wendelburg zu ſenden, aufgab und, nachdem ſie droben in ihrem kleinen Wohnzimmerchen die wenigen Zeilen an ihn geſchrieben, nochmals an die Bahn ging, um die Botſchaft, die ihn zu ihr in das Hotel rief, durch einen Packträger zu überſenden.

Die Erinnerung daran, wie er in Eckartsburg ihren Beſuch in ſeinem Hotelzimmer ausgenutzt, ließ ſie zunächſt überlegen, ob es nicht angezeigter ſei, irgendwo im Freien oder am Bahnhof mit ihm zuſammenzutreffen. Doch das Bewußtſein, daß er in Hartenau ſelbſt alles vermeiden würde, was irgendwie die Wahrheit ihres Verhältniſſes zur öffentlichen Kenntnis brachte, weckte ihr den Entſchluß, ihn in ihrem Hotel zu erwarten. Der Vertrauensbeweis, den ſie ihm damit gab, mußte ihm zudem von vornherein ſagen, daß ſie heute als eine andere vor ihm ſtand, wie bisher. Was ſie ſchon öfter in ſich gefühlt, daß die Art ihres Handelns Wendelburg gegenüber nicht die richtige geweſen, das war ihr geſtern unter dem Einfluſſe deſſen, was Selken zu ihr geſprochen, zu bewußter Klarheit geworden. Und mit der vollen Erkenntnis dafür ſah ſie auch den Weg vor ſich, auf dem — wenn das überhaupt möglich — eine Verſtändigung mit Wendelburg erzielt werden konnte.

Etwa eine Stunde war vergangen, ſeit ſie den Boten zu ihm geſandt. Sie ſaß am Fenſter ihres Zimmers, ſpähend ging ihr Blick die geradlinige Straße hinauf, über deren rauchgeſchwärzten Häuſern die Dämmerung hing. Unten gingen Arbeiter vorüber, ihre Füße ſchleiften in dem rußigen Staub des Mittelweges.

Da — hinter den, in ſchmutzigen Jacken ſteckenden, ge-

mächlich schreitenden Gestalten eine andere, in hellschimmerndem Anzug, den Spazierstock hin und her schwenkend. Ein paar der Arbeiter wichen aus und zogen augenscheinlich nur widerwillig die Mützen.

Adelheid war jählings vom Fenster zurückgewichen und hielt mit geschlossenen Augen den Atem an. Dann, als draußen an ihre Thür ein hastiges Klopfen tönte, sagte sie laut und fest: „Herein!"

Wendelburg, die Thür rasch hinter sich schließend, trat über die Schwelle.

„Also wahrhaftig — der Berg ist zum Propheten gekommen!" Den Hut noch auf dem Kopfe, die eine Hand in die Seite gestemmt, mit der anderen auf seinen Stock sich stützend, blieb er einen Schritt vor ihr stehen und betrachtete sie.

„Wirklich liebenswürdig von dir, mir so deine Gegenvisite zu machen auf unser letztes Wiedersehen durch verschlossene Thüren hindurch."

Adelheid erbleichte. Wie sie auch gewähnt hatte, daß er ihr gegenübertreten würde, erbittert, gehässig, ausfallend heftig in seinen Anklagen — so ihn zu finden, hatte sie doch nicht erwartet. Vor ihr stand in kalter Ruhe ein Feind, ein grimmiger, gehässiger Feind.

Da nahm sie doppelt zusammen, was an Kraft und Willen in ihr stand und sagte ruhig, freundlich fast: „Ich selbst bedaure jene Scene und gebe mir eine gewisse Schuld, daß ich die Ursache dazu wurde."

Er stutzte. Was war das? Wie stand sie vor ihm? Zu welchem Zwecke war sie gekommen? Fing sie an, klein zu werden, so klein, wie er sie haben wollte, mußte, um ihr heimzuzahlen, was sie ihm angethan? In seinen Augen zuckte ein Triumph auf. Aber noch hatte er sie nicht so weit, und ein kluger Geschäftsmann verrät sich nicht, bevor er seinen Vorteil fest in Händen hält.

Er nahm den Hut vom Kopfe. „Wir wollen für den Augenblick nicht unterſuchen, wen die Schuld trifft. Wir haben uns vermutlich anderes, wichtigeres zu ſagen.“

Sein Ton war jetzt ernſt, gemeſſen.

Unſicher ſah ſie ihn an. Etwas in ſeinem Sprechen, ſeiner Haltung erinnerte ſie an den, den er geſpielt, bevor ſie am Altar ihr Ja geſprochen. Und — ſie fühlte es — er ſpielte auch jetzt vor ihr. Aber was kümmerte es ſie, wie er ſeine Karten miſchte, die ihren ſollten frei und offen vor ihm liegen.

„Ja, wir haben uns anderes zu ſagen, denn ich bin gekommen, eine Ausſprache herbeizuführen anderer Art als dieſe bisher geweſen. Aber —“ ſie ließ ſich auf einen Stuhl an dem in der Zimmermitte befindlichen Tiſch nieder und deutete auf einen gegenüberſtehenden — „wir wollen das nicht im Stehen beſprechen.“

„Anderer Art als bisher —“ Er hörte nur das eine und ſah ſie dabei vor ſich — auch anders als bisher, reifer und ſchöner noch als bisher! Ah, ſie ſollte ihm alles heimzahlen, wenn er ſie erſt klein hatte!

Er ſetzte ſich ihr gegenüber. Sie ſollte reden — erſt ſie. Wenn es an der Zeit war, würde er ihr entgegenkommen, ſo weit er das für nötig hielt.

„Ich bin vernünftiger, klarer denkend geworden,“ begann ſie, „habe einſehen gelernt, daß manches, wie ich es that, nicht das richtige war.“

„Haſt du's eingeſehen? Haſt du eingeſehen, daß du mir Grauſameres angethan, als ein Mann ruhig hinnehmen kann?“

„Ich habe eingeſehen, daß ich Sie erbitterte, aufreizte, anſtatt in Ruhe eine Verſtändigung mit Ihnen zu ſuchen.“

„Sie?“ fragte er. „Zwiſchen Mann und Frau — Sie?“

Klaren Blickes ſah ſie ihn an. „Ich will wahr ſein — in allem.“

„Ah,“ ſeine Zähne ſchloſſen ſich feſter. Darum alſo! Nun, mochte ſie reden!

Adelheid hatte die Hände gefaltet. Wie eine ſchwere Decke begann es auf ſie herabzuſinken das Gefühl, das Bewußtſein: ſie war umſonſt gekommen. Dieſer da vor ihr, der löſte die Kette nicht, an der er ſie hielt. Und dennoch — ſie wollte nicht umſonſt gekommen ſein, vor ſich ſelber nicht umſonſt!

„Ich habe unrecht an Ihnen gethan,“ fuhr ſie fort, „daß ich mich mit Ihnen verlobte, obwohl ich wußte, ich liebte Sie nicht, daß ich mit Ihnen zum Traualtar ſchritt, obwohl ich fühlte, daß ich Sie nie lieben würde. Und ich that vielleicht auch unrecht, daß ich ſo, wie es geſchah, mich von ihnen ſchied. Doch wenn ich auch hundertfach den Wunſch hätte, dies Unrecht gut zu machen — das eine: als Frau an Ihrer Seite zu leben, würde ich nie vermögen. Aber ſoll darum nun für alle Zukunft unſer beider Leben an dieſem, meinem Unrecht kranken? Was kann Ihnen an mir liegen, an einer Frau, die Ihnen niemals etwas ſein wird? Und welche Genugthuung kann es Ihnen ſein, mich mit Erbitterung und Haß zu verfolgen? Ich erſtrebe nichts weiter vom Daſein, als in Arbeit und Pflichterfüllung ruhig meinen Weg zu gehen. Geben Sie mir dieſen Weg frei, ſeien Sie großmütig, laſſen Sie uns ein Band löſen, das ſo, wie es iſt, für uns beide nur eine Kette bedeutet.“

Wendelburg gab keinen Laut von ſich. Unbewegt hing ſein Blick an ihrem ſchönen, ausdrucksvollen Geſicht, und wie er, gegen die Lehne ſeines Stuhls zurückgebogen, mit beiden Händen deſſen Sitz gepackt hielt, ſo wollte er auch ſie feſthalten, feſt, feſt — und ob ſie ihn anflehte in Qual und Jammer, ob ſie zu ſeinen Füßen zerbrach.

„Alſo Löſung — Trennung?“

Er hatte das Wort geſprochen. Ihre Augen waren geöffnet, ſahen ihn an, baten, flehten, und ihre Lippen wiederholten es.

„Trennung — ja. Trennung für eine Ehe, die keine iſt — und für Sie alles, wie Sie es wollen, alle Schuld, die Sie mir geben wollen, will ich auf mich nehmen.“

„Alſo Trennung,“ wiederholte er noch einmal und ſtand auf.

Er ſprach kein weiteres Wort, doch draußen im Flur regte es ſich. Und nun klopfte es an die Thür. Keines von beiden rief ein Herein. Adelheid wurde es dunkel vor den Augen, ſo ſchoß ihr das Blut im Kopfe in Erinnerung an jene ſo ähnliche Situation.

Da erſchien auf der Schwelle der Kellner. „Hier, dieſer Herr bittet, Frau Angreß drüben im Salon ſprechen zu dürfen.“

Im nächſten Augenblick war die Karte, die er überreichte, in Wendelburgs Hand.

Und dann ertönte ein Lachen, ſchallend und hohnvoll. „Famos — famos! Nur um fünf Minuten zu früh der Auftritt. Aber nur herein, immer herein, Herr Herzallerliebſter, wir können da in Gemütlichkeit zu dreien die erwünſchte Scheidung beſprechen.“

Er hatte den Kellner von der Thür geſchoben, ſtand ſelber breit davor und lud Doktor v. Selken mit winkenden Armbewegungen zum Nähertreten ein.

Eine Sekunde ſpäter ſtand dieſer, der in den gegenüberliegenden Salon hatte gehen wollen, vor der Schwelle. Sein Blick ſuchte Adelheid, und es war ein Leuchten in demſelben, denn ein Wort nur war zunächſt ihm voll zum Bewußtein gekommen: Scheidung! Alſo nicht um Wiedervereinigung, um Scheidung zu ſuchen war ſie hierher gekommen!

Und nun erſt gingen ſeine Augen zu dem Manne da vor ihm zurück und blieben auf ihm haften, kalt und verächtlich.

„Ich habe Sie wohl nicht recht verſtanden, mein Herr.“

„Bitte recht ſehr, es ſoll mir ein Vergnügen ſein, mich Ihnen noch deutlicher zu machen. Kommen Sie nur herein in die gute Stube.“ Und da Selken einen Schritt zurückwich, ſetzte Wendelburg hinzu: „Iſt mir auch ſo recht. Verhandeln wir alſo auf offenem Flur. Auf ein bißchen Skandal mehr oder weniger kommt's ja jetzt nicht an.“

Mit raſcher Bewegung war Selken in das Zimmer getreten und hatte hinter ſich die Thür geſchloſſen.

Sich tief vor Adelheid verneigend, die, beide Hände auf die Tiſchplatte geſtemmt, in Totenbläſſe daſtand, ſagte er: „Vergebung, verehrteſte Frau, die Erklärung für mein Sie wohl mit Recht befremdendes Erſcheinen hier darf ich Ihnen wohl zu anderer Stunde geben. Sie aber, mein Herr, geſtatten mir wohl, mich Ihnen zunächſt vorzuſtellen.“

„Nicht nötig — durchaus nicht nötig,“ grinſte Wendelburg. „Kenne Sie, kenne Sie vorzüglich, Herr Doktor Robert v. Selken, Exleutnant und Exlieb—“

Er kam nicht dazu, weiter zu ſprechen. Plötzlich ſtand Adelheid zwiſchen den beiden Männern und die gefalteten Hände zu Selken erhoben, flehte ſie: „Gehen Sie! Wenn Sie einen Funken von Mitleid, von Erbarmen für mich haben, ſo gehen Sie!“

In ihren Augen ſtand Todesangſt. Selkens Blick redete eine Sprache zu ihr, deren er ſich ſelbſt noch nicht klar bewußt war. Langſam wich er dabei zurück, der Thür zu.

„Wenn Sie es wünſchen, mir befehlen, ſo gehe ich, gnädige Frau.“

„Nein, Sie bleiben!“ Wendelburg hatte Selkens Arm

gepackt, seine kleinen Augen funkelten raubtierartig zu dem ihn um Haupteslänge Ueberragenden empor. „Sie bleiben — und Sie werden mir Rede stehen. Noch ist diese da meine Frau, noch bin ich ihr Herr — ihr Herr! Und Sie — soll ich Ihnen sagen, wer Sie sind?"

In eisiger Kälte blickte Selken auf ihn nieder. „Was ich Ihnen zu erwidern habe, schickt sich nicht in Gegenwart einer Dame. Sie werden von mir hören."

Er hatte sich vor Adelheid verbeugt und war aus dem Zimmer geschritten.

Wendelburg stieß ein gellendes Lachen aus. „Also darum die Trennung — darum! Hat sich merkwürdig gut gemacht, dies — Wiedererkennen nach sieben Jahren!" Die Wut würgte an ihm und machte seine Stimme heiser. „Trennung — Scheidung! Jawohl, es könnte mir kommen, daß ich selber eine solche beantrage, aber wünsche es dir nicht — du — dir würde sie kein Gutes bringen — dir nicht!"

Krachend flog die Thür hinter ihm ins Schloß.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie versteinert in Schrecken und Grausen verharrte Adelheid inmitten des Zimmers, nachdem Wendelburg sie verlassen.

Was nun, was nun?

Feuerfunken gleich sprangen die Gedanken hin und her in ihrem glühenden, schmerzenden Hirn. Wie kam Selken nach Hartenau? Was wollte er von ihr? Wie hatte sein Blick zu ihr gesprochen und was hatte er hinnehmen müssen von dem anderen, welche Worte, welche Andeutungen, welche Verdächtigungen!

Sie sah die beiden einander gegenüber. Nein, nein! Nur kein Blutvergießen um sie! Kein Blutvergießen —

Gott im Himmel, das nicht — nicht ſolche Strafe für ihr Fehlen und Irren! Wenn es wahr würde, wenn ſie ſich ſchlugen um ſie, die zwei — einer von ihnen blieb auf dem Platze, ſie wußte, fühlte es. Das Grauen, das mit ihr im Zwielichte des einſamen, fremden Zimmers war, raunte es ihr zu, es packte ſie mit eiskalten Fingern, als wolle es ſie erſticken. Sie wollte ſchreien und konnte es doch nicht, ſie wollte fort und wußte doch nicht wohin. So allein in ihrer Herzensangſt, ſo allein auf der weiten Welt!

Gleichviel wohin! Nur hier nicht mehr bleiben müſſen, eingeſperrt in engem Raume mit Furcht und Grauſen!

Verſtört, gleich einer Irrſinnigen floh ſie aus dem Zimmer hinaus, vorüber an dem ihr nachſtaunenden Hotelperſonal auf die Straße hinunter. Hartenau zu verlaſſen, kam ihr nicht einen Augenblick in den Sinn. Nur eines und immer wieder eines hämmerten ihre Gedanken mit gleichmäßigem Schlage: „Kein Kampf, kein Blutvergießen um mich!“

Selken ſchreiben, ihn anflehen, ſeinen Beleidiger nicht zu fordern. Das konnte ſie, ja, das wollte ſie thun! Aber wohin ſchreiben? Sie wußte nicht, wo er abgeſtiegen war. Was thun, was thun? Sie rang die Hände und irrte von Straße zu Straße der fremden, dunklen, häßlichen Stadt.

„Suche ihn ſelber auf, frage von Gaſthof zu Gaſthof nach ſeinem Namen, du mußt ihn ſchließlich finden, und wenn es Nacht darüber würde — es wäre doch nicht zu ſpät.“

Das Schickſal dreier Menſchen hing davon ab. Aber wie es auch drängte und rief in ihr: „Geh zu ihm — ſuche ihn auf!“ ſie that es doch nicht. Selbſt um das Schickſal dreier Menſchen vermochte ſie es nicht — das nicht.

Und so lief sie weiter, ziel- und planlos, in rastloser, verzweifelter Wirrnis durch unbekannte Gassen und Straßen. Daß sie dabei des Doktors Weg gekreuzt, daß es nur einer Wendung bedurft, und sie hätte ihm, um den alle ihre Gedanken kreisten, gegenübergestanden, davon war ihr kein Ahnen in die Seele gedrungen. Ebensowenig hatte Selken die vor ihm her hastende Gestalt bemerkt. —

Nach der widerwärtigen Scene mit Wendelburg hatte er sich in sein Hotel begeben, um da sofort an Adelheid zu schreiben, ihre Verzeihung zu erbitten für das, was er durch sein plötzliches Erscheinen ihr zugefügt und den Grund dieses Erscheinens, soweit das schriftlich angängig, ihr klar zu legen. Dann, nachdem er den Brief zur sofortigen Bestellung gegeben, hatte er im Hotel Erkundigungen darüber eingezogen, an welchem Orte die Offiziere der Stadt abendlich zu verkehren pflegten, und strebte nun eiligen Schrittes dem ihm bezeichneten Vereinslokale der städtischen Kasinogesellschaft zu.

Die Aufregung, in der er sich befand, war kaum geringer als die, welche Adelheid durch die Straßen hetzte. Was ihm Wendelburg in seiner eifersüchtigen Wut zugefügt, kümmerte ihn nicht, es würde seine Sühne finden; aber was er selber mit seinem unüberlegten Schritt, ihr nach Hartenau zu folgen, Adelheid angethan, das tobte in ihm und riß wieder und wieder die Vorwurfsfrage empor: „Was ging sie ihn an?“ Nichts! Und doch hatte er wie ein sinnloser Narr ihre Lage, soweit das eben möglich war, verschlimmert!

Da tauchte vor ihm das hell erleuchtete Kasinogebäude auf. Er zögerte minutenlang, hineinzugehen. Diese Forderung, für die er hier, als ehemaliger Offizier, Sekundanten suchen wollte, war sehr unangenehm für ihn. Robert v. Selken und ein Hugo Wendelburg!

Dennoch, es galt seine, es galt ihre Ehre!

Es wurde ihm nicht schwer, Eintritt in die nicht allzustreng abgeschlossene Gesellschaft zu finden. Links eine kleinere Tafel von älteren Herren besetzt, rechts speiste die größere Anzahl der Offiziere. Der Doktor verzog die Lippen in Erinnerung seiner Leutnantszeit. Man war ja nicht exklusiv hier, aber man sonderte sich doch hübsch sorgsam ab. Wer würde da wohl darunter sein, dem er seinen Ehrenhandel anvertrauen konnte? Prüfend glitten seine Blicke über jeden Einzelnen der Tafelnden. Plötzlich spähte er schärfer. Der da am Ende des Tisches im blonden Vollbart, war das nicht Hermsdorf, sein alter Kamerad, mit dem er in demselben Regimente gestanden? Wahrhaftig! Selken schritt auf den ehemaligen Kameraden zu: „Hermsdorf!"

„Ah, das ist ja Selken! Mensch, welcher Wind weht denn Sie hierher?"

Herzlich schüttelten sie einander die Hände, und Hauptmann v. Hermsdorf ließ es sich angelegen sein, den einstigen Kameraden bei Tafel einzuführen, wo derselbe Platz nahm, bis die Herren gespeist hatten. Alsdann wandte er sich an den Hauptmann mit der Bitte, ihn in eines der ruhigen Seitenkabinette zu begleiten, da er ihn um seinen Beistand in einem Ehrenhandel zu ersuchen vorhabe.

„Stehe Ihnen selbstverständlich zu Diensten, Selken."

Hermsdorf erhob sich und folgte dem Voranschreitenden in ein Nebenzimmer.

— — — — — — — — — — — —

Auch Wendelburg hatte es keine Ruhe gelassen in seiner Wohnung, die er aufgesucht, um dort seinem wilden, tobenden Zorne ungeniert Luft zu machen. Wenn sie hätten reden können, jene Stühle und Tische, welche er in blinder Wut durcheinanderwarf. Doch sie schwiegen

und ſetzten ſich nicht zur Wehr, wie die Menſchen, von denen noch heute früh ſo ein Kerl, den er von ſeiner Arbeitsſtelle weggejagt, es gewagt hatte, ihm mit der Fauſt zu drohen. Ihm, ſeinem Herrn! Solch eine Kanaille! Er war der Herr und er war, trotz allem, er war auch ihr Herr!

Der andere, der Exleutnant und Exverlobte jener Profeſſorentochter — wie ſtieg Ilſes Geſtalt verlockend vor ihm auf! — er ſollte nur kommen mit ſeiner Forderung, er wollte ihn ſchon heimſchicken!

Es hatte ihm keine Ruhe gelaſſen in der kalten Pracht ſeiner Räume, in denen ſo viel daran gemahnte, für wen ſie gerichtet geweſen, für wen ſie hatten prunken ſollen.

Seine Schritte hallten wuchtig in den menſchenleeren nächtlichen Straßen, die er entlang eilte — an Adelheids Hotel vorüber. Er kannte das Fenſter nicht, hinter welchem ſie wohnte, er wußte nicht, ob ſie Licht hatte oder nicht. Am liebſten wäre er wieder zu ihr hinaufgeſtürzt, hätte er nicht einen Skandal vor ganz Hartenau gefürchtet, wo man ſchon ſeit langem ſeiner dunklen Ehe lebhaftes Intereſſe entgegenbrachte. Freilich, der Skandal war ja bereits fix und fertig, ſie hatten im Hotel wohl genug gehört, um den Reſt ſich leicht hinzu zu reimen. Was hatte er alles gethan, wie geredet, wie ſich unglücklich gebärdet, um die Wahrheit nicht ahnen zu laſſen! Und nun hatte ſie auch das ihm noch angethan! Die Wut, die vorhin in ihm gekocht, als er ſo ſchnell und reſultatlos von ihr gegangen, tobte aufs neue in ihm, als er ſich von dem Gaſthauſe wandte, um wieder ſeinem Hauſe entgegenzuſchreiten. Er hatte gehen müſſen von ihr, denn wäre er nur eine Sekunde länger geblieben, hätte ihn die Beſinnung verlaſſen und dann —

Nein, ein Gewaltakt, der ſeinem Naturell nur allzunahe gelegen, hätte ihm die Macht aus den Händen

geriſſen, die er jetzt gebrauchen wollte gegen ſie, jetzt, wo er geſehen, mit eigenen Augen geſehen, wie ihr der Rattenfänger die Lockpfeife geſpielt. „Du ſollſt mich kennen lernen, Herr Doktor v. Selken!“

Zwiſchen den Zähnen hatte er es hervorgeknirſcht und immer neue Pläne geſchmiedet und wieder verworfen, was er thun wollte, um ſich die Gemeinſamkeit dieſer Ehe trotz Adelheids Weigerung mit Gewalt oder Liſt zu erzwingen, oder das Weib, von dem ſeine zähe Leidenſchaft nicht laſſen wollte, zu verderben, ſamt ihrem Liebhaber.

Er war vor ſeiner Wohnung angelangt, als ſein Blick nach oben ſich richtete, wo ſich der Sternenmantel über ihn breitete und ſein ſtolzes Merkwort, das er einſt zu ihr geſprochen, kam ihm wieder in den Sinn. Er ballte die Fäuſte gen Himmel und rief es in Hohnlachen wieder und wieder: „Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort: ich will!“

Da — ein Knall hallte durch die nächtliche Stille, und Wendelburg fühlte einen Schlag auf der Bruſt, daß er zurücktaumelte.

Hatte ihn jemand geſtoßen? Er blickte ſich ringsum — eine Geſtalt verſchwand blitzſchnell im Dunkel.

Seine Hand fuhr nach dem Herzen.

Er wankte . . . Ein Aufſchrei . . . und Wendelburg brach zuſammen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Robert v. Selken erhob ſich ziemlich früh am nächſten Morgen. Sein Duell mit Wendelburg war eine Farce.

Hermsdorf hatte ihn mit großen Augen angeſehen, als er erfahren, bei wem er zum Kartellträger werden ſollte.

„Dem wollen Sie die Ehre anthun? Eine Ohrfeige thäte da dieſelben Dienſte.“

Und Robert vernahm nun, wie ſchon ſeit längerem die gute Geſellſchaft ſich gegen Wendelburg zu verwahren beginne, ſowohl wegen geſchäftlicher Unſauberkeiten, als auch wegen ſeiner bekannten Brutalität gegen ſeine Leute. Freilich habe er auch ſeinen Freundeskreis, wo er um ſeiner ſeit Monaten ſchwer nervenkranken Frau ſogar äußerſt bedauert würde.

Erſt als Selken mitteilte, was ſeinem Ehrenhandel zu Grunde liege, und doch wohl nicht mit einer Ohrfeige abzumachen ſei, hatte auch Hermsdorf zuſtimmen müſſen und verſprochen, die Forderung zu überbringen.

Alſo würde er ſich ſchießen mit Wendelburg! Tolle Verrücktheit einer Ehre, deren Traditionen dennoch in ihm ſtanden wie Mauern.

Es wurde an die Thür gepocht. Hauptmann Hermsdorf trat über die Schwelle. Daß er Außergewöhnliches zu berichten habe, ſprach ſeine aufgeregte Miene.

„Habe Ihnen da eine ſchöne Beſcherung mitzuteilen,“ rief er. „Rüſte mich eben, Ihrem Freunde, dem Wendelburg, meine Viſite zu machen, als mir dies hier unter die Augen gerät. Da, leſen Sie's ſelber.“

Befremdet nahm Selken das ihm gereichte Zeitungsblatt und fuhr dann plötzlich zuſammen, wie wenn der Schlag ihn getroffen. Was ſtand da groß und ſchwarz gedruckt an oberſter Stelle?

„Geſtern abend ging uns kurz nach Schluß der Redaktion die Nachricht zu, daß ein hochangeſehenes Mitglied unſerer Stadt, Herr Fabrikbeſitzer Hugo Wendelburg, vor ſeiner Villa meuchlings erſchoſſen und ſterbend in ſeine Wohnung hinaufgetragen wurde. Nähere Mitteilungen fehlen zur Stunde.“

Selken war ſo beſtürzt, daß er nur zu erwidern vermochte: „Aber das iſt ja kaum glaublich — kaum möglich!“

Hermsdorf zuckte die Achseln. „Wahr auf jeden Fall. Ich werde sofort direkte Erkundigungen einziehen. Wollte nur zuvor erst Ihnen davon Mitteilung machen.“

Gleich nachdem er sich wieder entfernt, verließ auch Selken das Hotel, wo man auf seine Nachfrage des Hauptmanns Mitteilung nur bestätigen konnte.

Zu Adelheid! Das war Selkens erster Gedanke gewesen. Als er ihr Hotel betrat, fiel ihm auf, wie der im Flur stehende Wirt ihn merkwürdig musterte, desgleichen der Kellner, dem er seine Karte reichte, mit dem Ersuchen, Frau Angreß zu ihm herunter in das Speisezimmer zu bitten.

Kaum hatte er in dem um diese Vormittagsstunde gänzlich leeren Zimmer Platz genommen, als Adelheid eintrat. Ihr Gesicht trug die Spuren aufreibenden Seelenkampfes und aufs höchste gespannter Unruhe.

„O was haben Sie gethan — was haben Sie gethan! Nicht wahr, Sie sind gekommen, um mir zu sagen, daß — daß Sie sich nicht schlagen wollen mit —“ Voll bangen Flehens blickte sie auf in ein Antlitz, dessen steinerner Ernst ein jähes Erschrecken in ihr erweckte und sie stammelnd fortfahren ließ: „Es ist doch nicht schon ... o Barmherzigkeit, es ist doch nicht schon geschehen?“

„Nein, Frau Adelheid, aber etwas anderes geschah, und deshalb eilte ich hierher. Gestern abend beim Heimwege wurde auf Ihren — auf Wendelburg vor seinem Hause geschossen. Man vermutet, er ist tödlich verletzt.“

Adelheid heuchelte keinerlei Gefühlsbewegung, die sie nicht empfand. Schaudernd fragte sie nur fast unhörbar: „Wer ... wer sagt es?“

„Die Zeitung, Frau Adelheid, und auch sonst —“

„Und wer that es ... wer?“

„Man weiß es nicht.“

In diesem Augenblicke betraten zwei Herren den Speise-

ſaal, ein älterer und ein junger, der eine Mappe unter dem Arme trug.

Die beiden kamen nach flüchtigem Rundblicke über das ganze Zimmer direkt auf Adelheid zu, verneigten ſich vor ihr, und der ältere von ihnen ſprach höflich: „Ich habe wohl die Ehre, Frau Wendelburg vor mir zu ſehen?“

Erröten färbte Adelheids Stirn, die ſich faltete. Zuſtimmend bewegte ſie den Kopf.

„Kriminalgerichtsrat Fröbius — Aktuar Wille. Sie haben vielleicht die Güte, gnädige Frau, uns in Ihrer Privatwohnung eine kurze Unterredung zu bewilligen.“

Der alte Herr hatte es in einem Tone geſprochen, der über die Wichtigkeit des Beſuches der beiden keinen Zweifel ließ.

Adelheid warf Selken einen Blick zu, der dieſem angſtvoll zurief: „Was wollen ſie von mir? Geh nicht fort, verlaß mich nicht!“ Und der ſeine antwortete gleich einem feſten Händedruck: „Vertraue mir!“

Er war entſchloſſen, hier nicht vom Platze zu weichen, bis dieſer befremdliche Beſuch, dem Adelheid voran ihren Zimmern zuſchritt, ſein Ende erreicht hätte und ſollten Stunden darüber vergehen. Um auch äußerlichen Grund zu haben, im Hotel zu verweilen, beſtellte er ſich eine Erfriſchung und nahm am Fenſter Platz, von wo aus er ankommende und gehende Gäſte des Hauſes beobachten konnte.

„Würden die Herren mir jetzt ſagen, was ſie von mir wünſchen?“

Adelheid fragte es in höflich-kühler Haltung, als ſie mit den Beſuchern ihr Wohnzimmer betreten und die Thür desſelben hinter ſich geſchloſſen hatte.

Der Gerichtsrat verneigte ſich leicht. „Gewiß, gnädige Frau.“ Und nun richtete er ſeine Augen auf ſie, kalt und ſicher, wie ein Operateur, der das Meſſer anſetzt.

„Es wurde gestern abend auf Ihren Gatten, Herrn Hugo Wendelburg, ein Mordanfall verübt. In Bezug darauf hätte ich einige Fragen an Sie zu richten, die vielleicht zur Ermittelung des Thäters führen könnten."

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr," entgegnete sie ruhig. „Darf aber auch ich mir zuvor eine Frage erlauben?"

Der Herr machte eine zustimmende Gebärde, worauf sie langsam, jedes Wort betonend, fortfuhr: „Würden Sie mir gefälligst sagen, wer mich bei Ihnen als Frau Wendelburg bezeichnet hat, da ich im Hotel hier als Frau Angreß angemeldet bin?"

Des Gerichtsrats Miene verschärfte sich. „Gnädige Frau, Sie berühren da einen Punkt, dessen Erörterung mir dringend wünschenswert ist, doch ehe ich Ihnen antworten darf, muß ich Sie ersuchen, mir die Gründe zu nennen, die Sie veranlaßten, unter falschem Namen zu reisen."

„Angreß ist mein Mädchenname. Ich dächte, ich hätte das Recht, denselben zu führen, da —"

Die Herren warfen einander einen bedeutsamen Blick zu. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, gnädige Frau, daß Sie von den gesetzlichen Bestimmungen schlecht unterrichtet sind," sagte der Gerichtsrat. „Die Gattin des Herrn Wendelburg hat kein Recht, einen anderen Namen zu führen, als den ihres Mannes. Und darum bitte ich Sie, mir anzuvertrauen, welcher Umstand Sie bewog, in Hartenau als Frau Angreß gelten zu wollen und ein Hotel aufzusuchen, trotzdem Ihnen doch das Haus Ihres Gatten offen stand."

Adelheids Gesicht flammte. „Und wenn ich mich weigere, Ihnen diese Fragen zu beantworten?"

„Dann thun Sie sich einen schlechten Dienst, Frau Wendelburg. Ihr Gatte, dessen Befinden gestern abend

hoffnungslos ſchien, war heute morgen vernehmungsfähig. Befragt über alles, was er kurz vor ſeinem Mordanfalle gethan, wo er geweſen, mit welchen Perſonen er zuſammengekommen ſei, äußerte er zögernd und offenbar nur ſtrengem Pflichtgefühl nachgebend, ſeine Frau, die er in eine Nervenheilanſtalt zu bringen gezwungen geweſen ſei, habe ihn mit ihrem Beſuch in Hartenau überraſcht, ihn zu ſich ins Hotel gebeten, wo es dann einen argen Konflikt gegeben habe zwiſchen ihnen, deſſen Anlaß er am liebſten verſchwiege, hätte nicht das Gaſthofsperſonal davon Kenntnis erhalten."

„Ueber den wahren Grund meines Konfliktes mit Herrn Wendelburg kann niemand unterrichtet ſein, als er und ich," fiel Adelheid, ihre Erregung nicht mehr meiſternd, ein. „Ich bat um Beantragung der Löſung einer Ehe, die nie beſtanden —"

„Und dieſe Auseinanderſetzung zwiſchen Ihnen und Ihrem Gatten unterbrach das Erſcheinen eines Herrn, eines Freundes von Ihnen, Frau Wendelburg?"

Adelheid verlor die Farbe, ſie ſtützte ſich ſchwer auf den Stuhl, deſſen Lehne ſie ergriffen. Der Aktuar entfaltete aus ſeiner Mappe einen Bogen Papier und machte einige Notizen.

Der Gerichtsrat aber trat einen Schritt vor gegen Adelheid und ſagte mit einem Anflug perſönlicher Anteilnahme: „Sie begreifen, Frau Wendelburg, daß ich Sie ausfragen muß, denn nach Ihres verwundeten Gatten Bericht ſind Sie die Letzte, die vor dem Mordanfall mit ihm in Berührung gekommen ſind. Zudem hat Herr Wendelburg mit — mit Ihrem Freund eine heftige Scene gehabt, Sie aber haben eine falſche Namensangabe gemacht, jedenfalls doch, um in Hartenau unerkannt zu bleiben. Das alles ſind Umſtände, die in Erwägung gezogen werden müſſen, wenn der gerichtlichen Unterſuchung

die Frage vorliegt: Wer konnte ein Interesse daran haben, Herrn Wendelburg aus dem Leben zu wünschen, wen konnte zornige, rachsüchtige Erregung dahin treiben, einen Mordversuch gegen ihn auszuführen?"

„Also Herr Wendelburg hat versucht, mich des — Mordversuches zu verdächtigen, und die Herren sind hier, mich diesbezüglich zu verhören?"

„Wir sind hier, Frau Wendelburg, um Sie zunächst um Auskunft darüber zu ersuchen, wo Sie sich gestern abend in den Stunden zwischen acht bis zehn Uhr aufgehalten haben."

Eine Gefühl, wie es den Menschen überkommt, wenn er am Schicksalsscheidewege seines Lebens steht und nicht weiß, wo das Glück, wo das Unheil seiner wartet, hielt Adelheid umfangen und ließ sie schwanken, zögern, stocken, anstatt frei und fest nach ihres Wesens Wahrheit zu reden.

„Ich ... ich war auf der Straße."

„Auf der Straße?" entfuhr es beiden Herren zugleich, und mit einer Geste, als fasse er eine Beute, griff der Gerichtsrat vor sich hin ins Leere hinein. „Wollen Sie sich mir, bitte, etwas näher erklären, Frau Wendelburg?"

„Näher?" Ihre Augen gingen hilflos von einem zum anderen ihrer Besucher. „Ich kann es nicht. Mich trieb es in die Luft hinaus ... nach der Scene hier oben."

„Allein, Frau Wendelburg? Sie ergingen sich allein abends in den Straßen einer fremden Stadt? Oder" — des alten Herrn Stimme hob sich — „in Gesellschaft des Herrn v. Selken?"

Adelheid richtete sich plötzlich auf. „Wer erlaubt Ihnen, mich zu beleidigen, Herr Rat?"

Ihre Anklage wurde von den Herren überhört, die beiseite getreten waren und ein paar leise Bemerkungen miteinander ausgetauscht hatten.

Alsdann wandte der Gerichtsrat ſich ihr abermals zu und fragte kurz: „Können Sie nachweiſen, Frau Wendelburg, daß Sie geſtern vor zehn Uhr abends ins Hotel zurückkehrten?“

„Nein, ſoviel ich mich erinnere, ſchlug es dreiviertel Elf, als ich mein Zimmer betrat.“

„Und wo Sie ſich inzwiſchen aufgehalten, vermögen Sie nicht genauer anzugeben?“

„Ich lief in meiner Aufregung durch die Straßen — ihre Namen ſind mir fremd.“

Die Herren verbeugten ſich flüchtig. „Der Zweck der erbetenen Unterredung iſt erledigt, Frau Wendelburg,“ ſagte der Gerichtsrat. „Ich habe an Sie nun nur noch das Erſuchen zu richten, Hartenau vorläufig nicht zu verlaſſen, da Ihre Ausſagen von Wichtigkeit ſein werden, bis der Thäter des Mordanfalles auf Herrn Wendelburg entdeckt ſein wird.“

Mit dieſen Worten ſchritt er mit ſeinem Begleiter zur Thür hinaus. —

Drunten ſaß Selken und ſah in fieberhafter Erwartung auf die Straße. Sobald er die Gerichtsherren ſich endlich entfernen ſah, hielt es ihn nicht länger und er eilte vom Speiſeſaale zur Treppenflur, in der Abſicht, zu Adelheid hinaufzuſtürzen.

Da erſchien Adelheid an der Treppenbiegung. Aber wie ſah ſie aus! Ihr Haar hing zerwühlt in Stirn und Schläfen hinein, über ihren Wangen lag ein blauweißer Schimmer, ihre Augen blickten ihm fieberhaft brennend entgegen.

„Ich dachte mir, daß Sie gewartet hätten, ich —“ Ihre Stimme erſtarb und ſchon hatte Selken ihre ſchwankende Geſtalt geſtützt.

„Um Gottes willen, Adelheid, was hat man Ihnen zugefügt? Kommen Sie, nehmen Sie Ihre Kraft zuſammen. Nicht hier dürfen Sie mir's ſagen.“

Sie nickte unter aufsteigendem, lautlosem Schluchzen. So geleitete er sie in ihren kleinen Salon zurück, wo sie wie gebrochen auf einen der Sessel niedersank.

„Ich glaube, Herr v. Selken," begann sie alsdann, „ich werde hier dringend des Mordversuches angeklagt und zwar auf Veranlassung meines — Wendelburgs."

Robert v. Selken trat hastig auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Sind Sie sich denn klar darüber, Adelheid," rief er, „welcher unmenschlichen Niedertracht Sie da Ihren — ja, doch immerhin Ihren Gatten bezichtigt haben?"

„Ja," sagte sie fest, löste ihre Hände aus den seinen und trat von ihm zurück.

„Hören Sie mich ruhig an, und ich werde Ihnen den Inhalt der Unterredung zwischen den Herren vom Gericht und mir mitteilen."

Sie berichtete ihm jedes Wort des stattgefundenen Verhörs. Selken hörte zu ohne sie mit einer Silbe zu unterbrechen, während seine Stirn sich mehr und mehr umwölkte.

„Dieser Schuft!" knirschte er zwischen den Zähnen. Darauf trat er rasch dicht vor sie hin, und sagte beruhigenden Tones: „Um eine Verdächtigung handelt es sich hier keinenfalls, Adelheid. So etwas dürfen Sie sich nicht einbilden, morgen vielleicht schon sind Sie sich selber klar darüber. Wendelburgs Handlungsweise bleibt unter allen Umständen, gelinde ausgedrückt, unbegreiflich. Wollen Sie mir erlauben, für Sie einzutreten in diesem Falle, wie für eine Schwester, Adelheid?"

Sekundenlang blieb es still zwischen ihnen. Dann drückte sie ihm stumm die Hand. —

Selken schritt die Treppe des Hotels hinab wie ein Träumender. Vor dem Gasthause riß ihn das Anstarren eines Menschen, der dort wie auf Posten stand, aus

ſeiner Verſunkenheit und verſetzte ihn mit jähem Schlage in die Wirklichkeit zurück.

„Sie wird beobachtet!“ Blitzſchnell war es ihm durch den Sinn gefahren.

Eilig begab er ſich in ſein Hotel zurück, um in Ruhe zu überlegen, was nun für Schritte zu ergreifen ſeien.

„Zwei Herren waren ſoeben da und werden wieder kommen,“ berichtete der Kellner, der ihm in der Hausflur entgegentrat. „Der eine der Herren war der Gerichtsrat Fröbius.“

„Weiß ſchon, danke.“ Anſcheinend gleichgültig winkte er dem Kellner, ſich zu entfernen. Dann aber ſtürmte es auf in ihm, und ſeine Fäuſte zuckten. Verdächtigte Herr Hugo Wendelburg etwa auch ihn des Mordverſuches? Nun, das Vergnügen ſollte ihm bald benommen werden. Ein Wort Hermsdorfs, in deſſen Geſellſchaft er den ganzen geſtrigen Abend verlebt hatte, würde genügen. Nicht ſo aber bei Adelheid. Die mußte ſtill halten, bis —

Siedend heiß überlief es ihn und er erbebte. Die Tragweite eines möglichen Verdachtes gegen ſie begann ihm ſchaudernd klar zu werden. Wendelburg, der wußte, daß durch die Scene im Hotel ſein Ehegeheimnis doch an das Licht kommen würde, erlitt keinen Schaden, wenn nunmehr ſeine nervenkranke Frau unter den Verdacht des Mordanfalles geriet, und ſo nur dazu beitrug, ihm die Märtyrerkrone zu flechten.

Mehr und mehr begann er zu erkennen, wie die Lage für Adelheid eine keineswegs unbedenkliche war. Es mußte gehandelt werden für ſie. Daß er nicht vom Platze weichen würde, bevor ſie außer Gefahr, war ſelbſtverſtändlich, ebenſo aber auch die Thatſache, daß er perſönlich ihr nicht die Stütze zu ſein vermöchte, deren ſie jetzt bedürftig ſein würde.

„Regine Erhard!“ — Kaum daß ihm der Name ein-

gefallen, ſo befand er ſich auch ſchon auf dem Wege zum Telegraphenbureau.

„Adelheid Angreß hat Sie nötig. Wenn Sie ſich freimachen können, kommen Sie ſofort zu ihr nach Hartenau, Hotel zum Schwan. Selken.“

Sobald er das Telegramm an die Malerin aufgegeben, ſchritt er beruhigter in ſein Quartier zurück, wo er ſich niederſetzte, um ſeiner Schweſter eine Erklärung ſeiner Abweſenheit von Arberg zu ſchreiben. —

Spät am ſelben Abend noch traf Regine Erhard in Hartenau ein und eilte ſofort nach Adelheids Abſteigequartier, wo ſie ſtürmiſch an deren Zimmerthür pochte.

Adelheid, eben im Begriffe, zur Ruhe zu gehen, öffnete zögernd.. Das Licht in ihrer Hand entfiel ihr faſt, als ſie Regine gewahrte.

Zu ſprechen vermochte ſie nicht, da hatte die Malerin ſie auch ſchon umſchlungen und ins Zimmer zurückgeleitet.

„Nun ſagen Sie doch bloß, Menſchenskind — haben Sie mir einen Schrecken eingejagt! Was iſt denn los mit Ihnen, was iſt geſchehen? Kaum daß ich das Telegramm bekommen, meine Schülerinnen benachrichtigt und Annette unter Schutz geſtellt —“

„Ein Telegramm?“ Adelheids Augen wurden groß vor Erſtaunen.

„Nun, warum mußte Herr v. Selken mich hierher rufen?“

„Doktor v. Selken hat Sie zu mir gerufen?“

Ueber Regines gutes Geſicht ſtürzten Thränen, als ſie ſah, welchen Seelenſturm ihre Worte in Adelheid heraufbeſchworen.

„Adelheid, wohin haben Sie ſich verirrt, Sie armes Kind?“

„In das Unglück, Regine.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wendelburgs Verletzung stellte sich als verhältnismäßig leicht heraus. Was sein Befinden am Abend des Ueberfalles hatte bedenklich erscheinen lassen, war nur Schwäche infolge starken Blutverlustes gewesen. Die Kugel hatte das rechte Schulterblatt durchbohrt, ohne indessen die Lunge zu berühren, wie man zunächst gefürchtet. Nachdem das Geschoß glücklich entfernt, hatte der Patient fieber- und schmerzfreie Tage gehabt, und den Bemühungen der Justiz, seines Attentäters habhaft zu werden, lebhaftes Interesse entgegengebracht.

Die mordensollende Kugel hatte man zwar gefunden, den dazu gehörenden Revolver aber noch nicht, auch nicht bei Frau Adelheid.

Das fahle Gesicht Wendelburgs verzog die Grimasse eines Lächelns.

Eine Woche war seit seiner Verwundung verstrichen. Er hatte nur einige Tage das Bett hüten müssen und lag jetzt auf der Chaiselongue seines Arbeitszimmers, von kostbarem Bärenfell bedeckt, die verbundene Schulter gegen ein Roßhaarkissen gestützt, eine Zeitung in den Händen.

Haussuchung bei Frau Adelheid! Da stand es gedruckt und flog in alle Welt hinaus, daß Adelheid des Mordversuches gegen ihren eigenen Gatten verdächtigt wurde.

Er hatte sich bezahlt gemacht an ihr!

Seine brillantengeschmückten Finger ballten das Zeitungsblatt zusammen und schleuderten es von sich.

Auf diese Weise hatte er sich nicht an ihr bezahlt machen wollen — so nicht! Das hatte sie sich selber zu verdanken! Wäre sie klein geworden vor ihm —

Statt dessen hatte sie eine Scene provoziert, die ganz

Hartenau enthüllte, daß ſeine Frau nicht mit ihm gemeinſam leben wollte.

Nicht wollte! — Das, zu aller Kenntnis gebracht, war es geweſen, was ſeinen Grimm und Groll auf das höchſte geſteigert. Doch das Schickſal ſelbſt hatte ſich ins Mittel geſchlagen und geholfen, daß von ihm auf ſie zurückfiel, was ſie ihm angethan.

Jener rachſüchtige Schurke, der die Kugel aus dunklem Hinterhalte abgefeuert, hatte nicht, wie er beabſichtigt, den gehaßten Fabrikherrn, er hatte Frau Adelheid getroffen, die an der grauſamen Wunde verbluten mochte oder zu ihres Gatten Füßen um Gnade bitten! Noch ließ er dieſen Weg ihr offen, noch hielt er ſich in ſeinen verdächtigenden Ausſagen gegen ſie zurück, noch hatte ſich das Netz nicht zuſammengezogen um ſie, noch war ſie nur verdächtigt, nicht angeklagt, noch konnte ſie hier anpochen an dieſe Thüren, die zu ihm führten.

Aufhorchend ſah Wendelburg auf. Es kam jemand durch das Nebenzimmer zu ihm. Seit Tagen erbebte er bei jedem Schritte, der ſich ihm näherte.

Wenn ſie —

„Herr Wendelburg, ein Brief!“ Mit einer Verwünſchung lehnte er ſich wieder in die Kiſſen zurück, als ſein Diener ihm das Tablett entgegenhielt.

Nicht von ihr, abermals nicht von ihr, die nicht klein werden wollte! Oder —? Mit einem neuen Hoffen griff er nach dem Briefe.

Nein, die Schrift kannte er nicht. Eine Frauenhand allerdings. Er blickte nach dem Stempel des eleganten Umſchlages: Arberg laſen ſeine erſtaunten Augen. Jetzt hatte er im Nu das Couvert zerriſſen und den Brief entfaltet. Betäubender Duft ſtrömte ihm entgegen, während er den mehrſeitigen, ſteilletterigen Inhalt des Schreibens überflog.

„Sehr geehrter Herr!

Wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes lesen, erinnern Sie sich vielleicht daran, daß wir einander kennen. Vom ersten Augenblicke an, da ich von Ihrem tragischen Eheschicksale erfuhr, habe ich mich innerlich auf Ihre Seite gestellt und aufrichtig bedauert, daß ich dazu beigetragen, jener Dame, die sich als Fräulein Adelheid Angreß bei uns einführte, Gelegenheit zu geben, sich Ihren berechtigten Nachforschungen zu entziehen. Aber meine Eltern suchten ein Fräulein für mich, und als gehorsame Tochter hätte ich mich ihrer Wahl fügen müssen, selbst wenn dieselbe mir noch unsympathischer gewesen, als dies der Fall war. Sie begreifen das, mein Herr, nicht wahr? Nachdem ich dann selbst eine herbe Enttäuschung kennen gelernt, wuchsen aus Gründen, die ich Ihnen nicht näher erörtern kann und möchte, mein Verständnis und meine Teilnahme für Ihre Erfahrungen, bis jenes gräßliche Ereignis, das Sie jüngst betroffen und mir durch eine Zeitungsnotiz zu Augen kam, alle Bande frommer Scheu von mir riß und mich zwang, Ihnen mein innigstes Mitempfinden auszusprechen. Sie müssen ja Furchtbares durchlitten haben und noch leiden, denn dunkle Andeutungen jener Notiz haben mich verstehen lassen, wen man des Mordversuches gegen Sie verdächtigt. Das ist ja nicht zum Ausdenken grausig! Aber des Himmels Gnade war mit Ihnen und hat Sie bewahrt, daß der Anschlag mißlingen mußte. Falls Sie mir gelegentlich einmal Mitteilung über Ihr, hoffentlich wieder befriedigendes Befinden zugehen lassen wollten, würden Sie eine Freude bereiten

Ihrer ergebensten

Ilse Herbert."

Wieder und wieder murmelte Wendelburg den Namen und blickte auf das Schreiben in seiner Hand hernieder.

Ilse Herbert! Ihr pikantes, reizvolles Bild stieg auf

vor ihm im Rahmen vornehmſter Umgebung, wie es ihn berückt hatte. Er fühlte ein weiches, ſchwarzwallendes Gewand an ſich vorüberſtreifen, ſah ſeidiges, hochaufgeneſteltes Haargelock, ſchimmernde Nixenaugen, hörte weiche, klingende Laute ... Mit einemmal hatte er ſich aufrecht geſetzt.

Ilſe Herbert — abgedankte Braut zwar — natürlich. Ihm machte niemand ein X für ein U vor, dazu war er zu ſchlau. Ein Mädchen, das einem, ihm faſt fremden Manne ſchrieb, wie Ilſe Herbert ihm hier geſchrieben, war nicht allzu empfindlich und hätte Selken nicht fallen laſſen, ſelbſt wenn ſie deſſen Wärmegrade für Adelheid vielleicht aufgeſpürt und richtig taxiert hätte.

Alſo abgedankt — von jenem. Und abgedankt um ſie — um ſie!

Eifrig nickte Wendelburg vor ſich hin. Jawohl, er begriff haarklein, wie alles gekommen war. Damals die kleine Straßenſcene, wo er in ſeiner Ehemannseigenſchaft plötzlich ſo mitten hineingefallen, war dem feinen Herrn doch ein wenig wider den Strich gegangen. Wie ein beleidigter Gott war er ja abgezogen und hatte Ilſe Herbert ſich als Heftpflaſter auf die Herzenswunde geklebt. Dann war nach ein paar Monaten Frau Adelheid wieder nach Arberg zurückgekehrt, die Kratzwunde wurde wieder heil gemacht und das überflüſſige Heftpflaſter abgedankt.

Ilſe Herbert ſtand für den Augenblick ſo im Vordergrunde von Wendelburgs Intereſſe, daß er ſich nicht damit aufhielt, ſich über den Reſt ſeiner ſchlauen Kombination zu erboſen. Ja, er ſchmunzelte ſogar ein wenig vor ſich hin.

Abermals ſtörte das Erſcheinen des Dieners ſeine Betrachtungen. Ein Herr wünſche ihn zu ſprechen.

Neugierig nahm Wendelburg die dargereichte Karte entgegen.

„Doktor v. Selken —“

Seine Stirn färbte ſich hochrot. „Ich laſſe bitten,“ ſagte er ironiſch.

Gegen die Kiſſen zurückgelehnt, blickte er mit herausfordernder Arroganz dem Eintretenden entgegen, der ein paar Schritte in das Zimmer hinein that, mit kurzem Kopfneigen ſtraff aufgerichtet ſtehen blieb und ebenſo ſtraffen Tones ſagte: „Ich ſehe mich zu dieſem Beſuche bei Ihnen genötigt, und möchte nur, bevor ich auf den Zweck desſelben eingehe, die Erklärung vorausſchicken, daß die Regelung meiner perſönlichen Angelegenheit zwiſchen uns, die durch einen Zwiſchenfall für den Augenblick zurücktreten mußte, von dem, was mich gegenwärtig zu Ihnen führt, nicht berührt wird.“

„Und was führt Sie zu mir, Herr Doktor v. Selken? Wenn Sie nicht in eigener Angelegenheit kommen, müßte ich dann ja wohl annehmen, daß Sie als Sachverwalter einer anderen Perſon daſtehen.“

Selkens Lippen waren feſt aufeinandergepreßt. Die ſtarrende Unverſchämtheit dieſes Protzen da vor ihm brachte Hermsdorfs Aeußerung von der Ohrfeige ihm zurück. Ja, hineinſchlagen in dieſe brutale Phyſiognomie — mitten hinein.

In ſeinem eigenen Geſicht regte ſich keine Muskel.

„Ich ſtehe hier nicht als Sachverwalter einer Perſon, ſondern als Vertreter eines einfachen Gebotes menſchlicher Ehrenhaftigkeit, und in dieſer Eigenſchaft nehme ich mir das Recht, eine Forderung an Sie zu ſtellen.“

„Eine Forderung! Na, dann fordern Sie alſo gefälligſt los.“ Wendelburg ſagte es mit ſeinem breiteſten Lächeln und rekelte ſich auf ſeinem bequemen Lager. Es war, als lege er es darauf an, durch eine möglichſt plebejiſche Art den Kontraſt zwiſchen ſich und Selken noch ſichtbarer zu markieren.

Dieſer ſenkte die Lider ein wenig. „Sie haben es veranlaßt oder mindeſtens zugelaſſen, daß, gelegentlich des auf Sie abgegebenen Schuſſes der Verdacht der Thäterſchaft inſofern auf eine Dame gelenkt wurde, daß dieſelbe ſich nicht allein unwürdige Verhöre gefallen laſſen muß, ſondern daß man es für nötig befindet, ſie unter geheimpolizeiliche Bewachung zu ſetzen.“

„Was Sie ſagen! Eine Dame? Und wie nennt ſich denn dieſe Dame?“

Mit einem verächtlichen Lippenzucken blickte Selken auf den Fragenden nieder. „Sie nennt ſich Frau Adelheid Angreß, oder — wenn Ihnen das richtiger klingt — Frau Wendelburg.“

„Ih ſieh mal an“ — Wendelburgs Augen begannen zu funkeln — „alſo meine Frau!“

„Ja, Ihre Frau, Herr Wendelburg.“

Ein paar Sekunden lang blickten die beiden ſich ſtumm in die Augen.

Dann klang Wendelburgs Stimme, noch beherrſcht, aber ſchon die gärende Wut verratend: „Und was geht meine Frau Sie an, Herr Doktor v. Selken?“

„Mich empört die Verdächtigung einer Dame, die ich perſönlich zu kennen und ſchätzen die Ehre habe und für die meine Schweſter in wärmſter Weiſe empfindet. Aber ſelbſt einer völlig Fremden gegenüber würde ich nicht ruhig und unthätig zuſehen, wenn man wider beſſeres Wiſſen ſie einer ſtrafrechtlichen Handlung bezichtigt.“

Wendelburg betrachtete den Doktor, als ſei dieſer irgend eine Schaubudenkurioſität. „Was Sie ſagen! Ich habe zwar als Junge in alten Ritterromanen von uneigennützigen Beſchützern verfolgter Unſchuld geleſen, habe aber nicht gemeint, daß ſo was heutigen Tages noch auf zwei Beinen herumläuft.“

In Selken ſtieg Ekel auf vor dieſer poſierenden Un-

verſchämtheit. Was ſtand er hier und machte lange Worte und that jenem die Ehre an, Erklärungen zu geben!

Noch einen Schritt gegen Wendelburg vortretend, ſagte er ſchroff: „Sie werden umgehend Ihre vor dem Unterſuchungsrichter gemachten Ausſagen zurücknehmen oder doch ſie dahin berichtigen, daß auch nicht der leiſeſte Hauch eines Verdachtes daran rühren könnte, den Namen Ihrer Frau in irgendwelche Verbindung mit dieſer Affaire zu bringen.“

„So, das werde ich alſo zu thun haben? So meinen Sie!“ Wendelburg machte eine Pauſe, ſeine Finger glitten ſtreichelnd über das Bärenfell. „Und wenn nun zufällig ich anderer Meinung wäre über das, was mir zu thun obliegt?“

„So würde zunächſt die Oeffentlichkeit in vollſtem Umfange zum Richter dafür angerufen werden, inwieweit die Andeutungen und Ausſagen eines Mannes berückſichtigt zu werden verdienen, der in ſo — vornehmer Weiſe ſein Beſitzerrecht auf eine Frau geltend zu machen ſucht. Für das, was mich perſönlich angeht, werden Sie mir perſönlich Rechenſchaft geben, ſobald Sie dazu wieder im ſtande ſind.“

„Das heißt alſo“ — Wendelburg richtete den Oberkörper ein wenig auf — „Sie drohen mir, Herr Doktor v. Selken?“

„Ich drohe Ihnen nicht, aber ich erkläre Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich handeln werde, wie ich Ihnen geſagt, wenn nicht bis zum heutigen Abend Ihre Frau in vollem Umfange von dem gegen ſie erhobenen Verdachte entlaſtet iſt.

Auch in Wendelburgs Geſicht hatte ſich jeder Muskel geſtrafft zu rückſichtsloſem, brutalem Trotz. „Und ich erkläre Ihnen, daß ich auf Ihr Ehrenwort pfeife, mein Herr Leutnant.“

„Herr!“

Mit flammenden Augen und zum Schlage erhobener Hand stand Selken dicht vor Wendelburg. Aber eine Sekunde nur, dann sank der Arm ihm wieder hinab und er trat zurück, Verachtung in den Zügen.

„Danken Sie es Ihrem gegenwärtigen Zustande, daß ich Sie in diesem Augenblicke nicht züchtige, wie es Ihnen gebührt. Aber verlassen Sie sich darauf, Herr Hugo Wendelburg: ich halte mein Wort. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen.“

Er wandte sich der Thür zu, doch ein Ruf Wendelburgs veranlaßte ihn, sich noch einmal umzuwenden.

„Halt! Aber ich habe Ihnen auch noch etwas zu sagen, Herr v. Selken. Oeffentlichkeit gegen Oeffentlichkeit. Ein Wort, ein Schritt von Ihnen, und alle Welt weiß, daß der ritterliche Beschützer meiner davongelaufenen Frau ihr Anbeter ist — seit sieben Jahren.“

„Sie wagen es —!“ Jede Fiber an ihm war drohende Empörung. „Sie wagen es, Ihre wahnwitzige Verleumdung zu wiederholen?“

„Ich wag's!“

Wendelburg hatte die Bärendecke von sich geworfen und stand aufrecht da.

„Aber hüten Sie sich, Herr v. Selken — hüten Sie sich! Ich habe noch jede Schuld quittiert. Als meine Frau selbst mir ihren Leutnantsschwarm von vor sieben Jahren eingestand, da war ich zunächst der Narr, ihr zu glauben, daß die Verliebtheit nur auf ihrer Seite gewesen sei. Sie haben mir einen anderen Glauben beigebracht. Drum noch einmal: ich wag's! Ich nehme es auf mit Ihnen, mit ihr — mit Hölle und Teufel.“

Den verbundenen Arm von sich gestreckt, stand er regungslos, bis Selken die Thür hinter sich geschlossen. Da sank ihm mit einem Fluch der Arm wieder hinab

und verzerrten Geſichts wankte er auf ſein Lager zurück. Minutenlang lag er mit geſchloſſenen Augen und feſt übereinander gebiſſenen Zähnen regungslos da, bis der wütende Schmerz in der verwundeten Schulter ſich etwas beruhigt hatte. Die Linke griff wieder nach dem Zeitungsblatt, in dem er vorhin geleſen, ſtreifte dabei den parfümierten Brief und in ſeinen Augen blitzte ein Lachen hervor.

Auf deren dankbare Erkenntlichkeit könnte er auch rechnen, wenn er jenem zu einem Denkzettel verhalf, der ihm den Reſt ſeines Lebens verleidete. Trotz ihrer ſüßen Stimme und ihrer weichen Schmeichelart war Ilſe auch keine von der bibliſch ſanften Sorte: „Liebet eure Feinde!“

— — — — — — — — — — — — —

Selken aber war aus dem Zimmer, aus dem Hauſe geſchritten wie betäubt. Was jener ihm angedeutet — nein, was er klar ihm ausgeſprochen, war es denn möglich, war es Wahrheit?

Was ſchwoll da plötzlich in ihm empor, was bebte, was zitterte in ihm, verſetzte ihn in eine Wirrnis, wie er ſie nie zuvor im Leben empfunden! Was wollte aufjauchzen in ihm und die Flügel breiten und ihn emportragen zu jenen ſeligen Höhen, da das Glück thront?

Das Glück? Eiskalte Furcht löſchte plötzlich die Flamme in ſeinem Herzen. Wendelburg ſtand plötzlich wieder allem voran im Vordergrunde. Wendelburg als Feind, als rückſichtsloſer, rachſüchtiger, gefährlicher Feind. Und ein die Oeffentlichkeit herausfordernder Kampf mit ihm, dem kein Mittel zu unerlaubt, zu erbärmlich ſein würde, war ein Kampf mit zu ungleichen Waffen, der ſelbſt im beſten Ausgangsfalle den Namen derjenigen, um die er geführt wurde, in einer Weiſe herumzerren würde, die ihm ſchon beim bloßen Denken daran jeden Blutstropfen zum Sieden brachte.

Der Thäter mußte ermittelt werden, ungesäumt, ohne nur noch eine Sekunde zu verlieren. Und es mußten andere Schritte dazu gethan werden, als die bisher unternommenen. Seit seiner eigenen Vernehmung durch den Gerichtsrat Fröbius, die allerdings sorgsam in einem Rahmen gehalten war, dem nichts Verletzendes anhaften konnte, war ihm die Ueberzeugung gekommen, daß die Nachforschungen zur Ermittelung des Schuldigen mit mehr Umständlichkeit als thatsächlichen Bemühungen geführt wurden. Ein anderer, ein besserer Kriminalist, als in Hartenau zu finden war, mußte herbeigerufen werden, den Thäter aufzuspüren.

Selkens Schritte beflügelten sich. Warum hatte er eine volle Woche gebraucht, bevor ihm dieser Gedanke gekommen war, den jetzt die Furcht vor dem ärgsten heraufbeschwor?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Regine war, in der Annahme, momentan keine Wendung in Adelheids Geschick erwarten zu dürfen, nach Hause gefahren. Sie hatte nach Arberg zurückkehren müssen, um sich noch einige Tage ihren Pflichten zu widmen. Sobald die Ferien begannen, was bereits nächste Woche der Fall war, würde sie zurückkehren, um dann nicht mehr von Adelheids Seite zu weichen, bis diese frei war von dem schimpflichen Verdacht, der auf ihr ruhte. Wenn sie ihr auch nicht direkt hatte helfen können, sie war ihr doch in den Tagen, wo sie bei ihr geweilt, eine Stütze, eine Kraft in ihrer Verlassenheit gewesen, wie es Selken richtig vorausgesehen.

Nun war Adelheid allein. Die Schwere ihrer Einsamkeit nahm mehr und mehr zu, Hoffen und Glauben sanken unter ihrer Wucht zusammen, jedes Empfinden er-

ſtarb, das jener einzigen, ſorgenvollen Frage fernſtand: „Was wird aus mir, wann erlöſt mich die Wahrheit aus Schmach und Schande?“

O des Lebens, das ſie hier führte! Nicht über die Schwelle ihres Zimmers hinaus wagte ſie ſich aus Furcht vor neugierigen Blicken. Wenn man ihr das Eſſen heraufbrachte, ſchlich ſie ſich ſcheu beiſeite in den Nebenraum, und atmete auf, wenn der Kellner wieder gegangen. Hätte ſie einen Mord auf dem Gewiſſen gehabt, ſie hätte kein anderes Benehmen zur Schau zu tragen gehabt.

In was alles hatten ſie aber auch hineinſchauen müſſen, die müde geſenkten Augen Adelheids, in welche Tiefen menſchlicher Niedrigkeit hatten ſie den Blick getaucht, der nun ſo ſchreckhaft ſcheu geworden! Hatte ſie gemeint, mit jenem Verhör am Tage nach dem Mordanfalle ſei ihrer Ehre, ihrem Stolze das ſchlimmſte, beleidigendſte zugefügt, ſo war ihr bald klar geworden, daß dies nur ein gelinder Anfang deſſen geweſen, was rachſüchtige Leidenſchaft zu ihrem Verderben erſonnen. Aus den Zeitungsberichten hatte ſie zunächſt die Tragweite ihrer Lage zu ahnen begonnen, als ſie geſehen, daß ihre Vernehmung keine geheime geblieben, ſondern publiziert worden war. Dann zwei Tage ſpäter hatte man es gewagt, ihre wenigen Effekten, ihre Handtaſche, ihre Kleidungsſtücke zu durchforſchen — Hausſuchung hatten die ausführenden Beamten dies Vorgehen genannt, und der dieſelben begleitende Kriminalkommiſſar hatte ſie nachdrücklich darüber befragt, ob je ein Revolver in ihrem Beſitze geweſen ſei. Auch die Frage war ihr vorgelegt worden, ob ſie gewußt habe, in welcher Gegend ihres Mannes Villa gelegen, und ob ſie dieſe Gegend am Abend des Mordanfalles berührt habe.

Adelheid hatte nur die eine Antwort zu geben gehabt: „Ich weiß es nicht.“

Wie wenig dieſelbe geeignet war, das Vertrauen eines Kriminalbeamten zu wecken, empfand ſie an der bis zur äußerſten Grenze gehenden Schroffheit des Kommiſſars, deſſen Abſchiedsblick ein deutliches: „Ich komme wieder!“ verkündet hatte.

Und dies Wiederkommen war es, vor dem ihr bangte. Wann kamen ſie wieder und — wie kamen ſie?

Sie war krank vor Unruhe, ſterbenselend. Wer ſie beglückt hätte mit einem lieben Wort, dem hätte ſie ſich weinend an die Bruſt geworfen. Ihr ſtolzes: „Ich will!“ war verſunken, als ihr Himmel ſternenlos geworden. Der Pfad: „Ich will!“ war dornenvoll und ſie war ein Weib — doch nur ein Weib!

Sie rang die Hände und ſtöhnte vor Schmerz. Käme Regine jetzt — ach, käme ſie — oder er! Nein, er nicht!

Mit einem Schrei fuhr ſie empor. Die Thür öffnete ſich, und ſie hatte doch kein Klopfen gehört, man hatte keine Erlaubnis einzutreten abgewartet.

Zwei Männer ſtanden da. Sie kannte dieſelben. Der Kriminalkommiſſar und ſein Begleiter.

Jetzt, in dieſem Augenblick, wo ſie keine Kraft mehr hatte, wo ſie fühlte, daß Entſetzen ihre Glieder lähmte, jetzt, wo ſie ſchwach war zum Zuſammenbrechen — jetzt kamen ſie, um ſie zu zerbrechen. Sie wußte es, ſah es an der verſchloſſenen Amtsmiene des Kommiſſars, der nach ſtummem Gruße vor ihr ſtehen blieb und ſie in einer Weiſe zu muſtern begann, die Adelheid das Blut vom Herzen wieder in das Antlitz trieb.

„Was wollen Sie von mir?“ rief ſie außer ſich in Angſt und Empörung und preßte beide Hände gegen die Bruſt.

Der Kriminalkommiſſar trat noch näher an ſie heran. „Entfernen Sie Ihre Hände von Ihrer Taille, Frau

Wendelburg, und ſagen Sie mir, wo der daran fehlende Knopf geblieben iſt."

Mit Augen, die nichts verſtanden, ſtarrte ſie den Beamten an, dabei glitten ihr unwillkürlich die Hände zu beiden Seiten herab. Und dann, ebenſo mechaniſch, ging ihr Blick über die Taille ihres glatten, grauen Kleides hin, wo thatſächlich eines der winzigen, gemuſterten Stahlknöpfchen fehlte.

„Ich ... ich begreife nicht ..." völlig verſtört ſtammelte ſie es.

„Vielleicht begreifen Sie ſo beſſer!" Der Kommiſſar hatte ſeiner Brieftaſche einen kleinen Gegenſtand entnommen, den er dicht gegen Adelheids Kleid hielt. „Sollte dies hier nicht der Ihnen abhanden gekommene Knopf ſein?"

Sie ſtarrte auf das Knöpfchen nieder, taſtete an dem noch um ſeine Oeſe gewickelten Fädchen Nähgarnes, das genau zur Farbe ihres Kleides ſtimmte, und ſtotterte: „Es ſcheint ſo ... ich glaube ..."

„Alſo!" Der Beamte richtete ſich auf. „Frau Adelheid Wendelburg, dieſer Knopf hier, welchen Sie für den an Ihrem Kleide fehlenden erkennen, wurde heute morgen auf dem Kieswege vor Ihres Gatten Hauſe genau an der Stelle gefunden, wo der Mordanfall geſchah. Was haben Sie dazu zu ſagen?"

Ueberführte Schuld hätte kein fahleres Erblaſſen haben können, als es jetzt ihr Geſicht überzog. Ihre Hände ſtreckten ſich, als wolle ſie etwas Entſetzliches zurückwehren, und wieder fanden ihre zitternden Lippen nur das eine zu ſagen: „Ich weiß nicht. In den fremden Straßen lief ich hin und her. Ich weiß nicht —"

Unerbittlich ruhte des Kriminalkommiſſars Blick auf ihr. Er war vom erſten Augenblick an von Adelheids Schuld ſo ziemlich überzeugt geweſen, eine Rückſprache,

die er am gestrigen Nachmittage nochmals mit Wendelburg gehabt, hatte, obgleich derselbe sich scheinbar schonender und zurückhaltender über seine Frau äußerte, doch das Verdachtsmoment nur erhöht, und als er daraufhin am heutigen Morgen nochmals das Terrain des Ueberfalles rekognosziert, den Adelheid gehörenden Knopf dabei gefunden, war für ihn die Kette der gegen sie vorliegenden Beweise geschlossen.

Noch einmal klang seine Frage an sie: „Sie erkennen also diesen Knopf als den Ihren an?"

„Ja ... ja, aber —"

Adelheids Kopf neigte sich zurück, sie rang nach Luft und stammelte Unverständliches.

Laut und dröhnend schlug es an ihr Ohr: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet, Frau Wendelburg."

Der Stolz des Beamten, dem auf Grund seiner Entdeckung ein wichtiger Haftbefehl ausgefertigt und zur Vollstreckung übergeben ward, sprach aus der herrischen Art, in welcher er nunmehr anordnete, Adelheid unverzüglich in die unten wartende Droschke zu geleiten.

Sie wehrte sich mit keinem Laut, sie stand wie entgeistert mit schreckensweit geöffneten Augen.

Erst als zum drittenmal die Aufforderung an sie erging, den Beamten aus dem Zimmer zu folgen, bewegte sie sich wankend vorwärts, ohne zu sprechen, ohne zu klagen.

Im Treppenflur streckten sich neugierige Köpfe von allen Seiten hervor. Adelheid begegnete den auf sie gerichteten Augen mit leeren, verlorenen Blicken.

So gingen sie die Treppen hinunter.

Das Hausthor war offen. Dicht davor hielt ein Wagen. Jetzt stockte Adelheids Schritt, ihr Gesicht verzerrte sich, die Arme streckte sie von sich. Wild, ver-

zweiflungsvoll ſah ſie ſich ringsum. Rettung! Gab es keine — keine Rettung?!

Da ertönte das eilende Vorfahren einer zweiten Droſchke. Zwei Herren ſpringen aus derſelben heraus, ſtürzen auf den Hoteleingang zu, und ehe Adelheid noch den Fuß weiter bewegt, erkennen ihre ſich jählings verdunkelnden Augen Selkens Geſtalt zur Seite des ihr bekannten Gerichtsrates.

Ihre Lider ſchließen ſich. Ein Klingen und Brauſen hebt in ihrem Kopfe an und dahinein hallt's plötzlich wie Gottes Stimme aus fernem, hohem Himmel: „Gerettet! Der Thäter iſt entdeckt und hat geſtanden!"

Adelheid war ohnmächtig zuſammengeſunken, und der ihr die Himmelsbotſchaft ihrer Erlöſung gebracht, hielt ſie umfangen.

(Fortſetzung folgt.)

Sommermärchen.

Novellette von Hans Grevenberg.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Das Dejeuner war zu Ende. Es ging auf zwei Uhr. Nun zog ſich die von der Julihitze, von der üppigen Mahlzeit und den ſchweren Weinen ermüdete Geſellſchaft des vornehmen internationalen Hotels zur Sieſta zurück.

Das war die einzige Stunde, die Fedora gehörte; ſonſt war ſie ja immer, immer an die Baronin gefeſſelt und kann keinen Schritt thun, ohne ihr darüber Rechenſchaft zu erſtatten.

Annette plauderte ſchon nicht, wenn man ihr ein gutes Wort gab. Ob ſie alſo heute endlich einmal den kleinen Ausflug wagte?

Sie ſtand noch unſchlüſſig in dem wunderbaren Park, der zum „Splendide-Hotel" oberhalb von Evian-les-Bains gehörte, und blickte träumeriſch und ſehnſüchtig um ſich. Zuerſt über den ſtillen blauen Genfer See. Drüben im weißen Sonnenglaſt lag Lauſanne, darüber zogen ſich die ſanften, verſchwimmenden Linien des Jura hin, weiter nach rechts ragten die markanten Spitzen der Rochers de

Naye in den wolkenloſen, blaßblauen, ſchier ausgebrannten Himmel. Weiße, ſchmucke Dampfer, die einen langen dünnen Rauchſtreifen hinter ſich ließen, durchſchnitten da und dort den See. Mit weitausgeſpreizten weißen Segeln ſchwammen Boote, eines Lufthauchs harrend, draußen auf dem Waſſer.

Vom Hotel aus fiel die glatte, weiße, baumloſe Chauſſee nach beiden Seiten hin nicht unbeträchtlich ab. Es mußte ein Vergnügen ſein, auf dem Zweirad da ſo ſachte hinabzurollen. Wohin die Straße wohl führte? Rechts dort unten dicht am See lag ein Kaſtanienwäldchen, noch weiterhin ein Dorf mit weißen Häuſern inmitten ſonniger Weingärten.

Wie ſie ſich nach Waldeskühle und Waldesſchatten ſehnte. Daheim in Dänemark gefiel's ihr doch am beſten. Und da gab es ja auch Seen. Die wurden freilich nicht von Alpenrieſen bewacht wie hier; aber ſie liebte ſie wegen ihrer ſchönen klaren Azurfarbe und wegen ihrer dicht bewaldeten Ufer mehr als alles, was ſie auf dieſer erſten großen Reiſe geſehen.

In den ſtillen, faſt taghellen Sommernächten da oben in Fredensborg hatte ſie von ihrem Fenſter aus den Esromſee erblicken können. Im Ausſchnitt des dichten Waldes mit ſeinen tauſendjährigen Eichen und Buchen blitzte er wie grüßend herüber, ſobald ein Vogel, im Fluge nach Beute haſchend, die Oberfläche des Waſſers ſtreifte; denn das rief dann immer ein leiſes Zittern hervor, das ſich hernach in wachſenden, müden Kreiſen langſam dem ganzen See mitteilte.

Dabei hatte ſich's immer ſo ſchön träumen laſſen.

Dieſe märchenhafte Mittagsſtille, dieſe Helligkeit, die alles durchdrang, dieſer matte Waſſergeruch erinnerte ſie an ihre ſkandinaviſche Heimat. Aber hier mengte ſich etwas ihr Neues, Berauſchendes in die träumiſche Stim-

mung, das sie seltsam lockte und doch wieder beängstigte. War's die fast tropische Vegetation des schöngepflegten Parks, der üppigen Weinberge, die sich links und rechts am abfallenden Seeufer hinzogen, was sie verwirrte? Oder war's der Glanz der Prunkbauten, der Wirrwarr der Sprachen an der glänzenden Tafel, die freie Art der eleganten Kavaliere, der bestrickendschönen Frauen in den raffinierten Toiletten von unerhörtem Luxus? Es schien ihr ein Stück heißes, parfümiertes Paris, das man in das stille, sonnige See- und Gebirgsbad versetzt hatte.

Seitdem sie hier waren, zog sie's aus diesem sie beunruhigenden Gemisch zu dem verschwiegenen kleinen Wäldchen hinab.

Vor vier Uhr ward sie hier nicht vermißt, und sie konnte ja Annette bitten, daß die ihr alles zur Toilette Notwendige zurechtlegte. Denn sobald die Baronin erwachte, hieß es wieder an deren Seite die unausstehlichen „Jours" all der Damen besuchen, die kraft Namens oder Besitzes hier zur Gesellschaft gezählt wurden. Dann kam die Tennispartie und der fadenscheinige Flirt, den die Herrenwelt von Evian für ihre siebzehn Jahre parat hatte, dann das endlose Diner, dann Theater oder Tanz oder Kasino, darauf noch einmal Thee und wiederum Flirt, immer derselbe Flirt, der sie anfangs so erregt hatte, sie jetzt aber nur noch ärgerte und erbitterte.

Nein, sie mußte wenigstens dies eine kleine Mittagsstündchen für sich ganz allein haben!

Als sie ihr Rad aus der luftigen Sportshalle herausführte, sah der Portier, der blinzelnd und mit dem Schlafe kämpfend in der engen Loge saß, sie für eine Sekunde fast erschrocken an.

Ja gewiß, es war Thorheit, jetzt in der Mittagsglut das schützende kleine Fleckchen Schatten hier unter dem Sonnensegel des Parks zu verlassen, um auf der weißen,

wovon die Baronin nichts wußte, irgend eine kleine, winzige Thorheit. Ein Stündchen Freiheit auszukosten, das war für sie, die ewig Gefangene, doch ein Erlebnis.

Nein, das Wäldchen ließ sich nicht mit den majestätischen Buchenhallen und den Eichenwäldern ihrer nordischen Heimat vergleichen.

Sie war vom Rad abgestiegen. Solange sie im Sattel gesessen, hatte die ihr entgegenströmende Luft ein wenig Kühlung gebracht; jetzt legte sich der Sonnenglast wie etwas Dumpfes, Körperliches auf sie, sie fühlte diese lähmende, bedrückende Schwüle auf dem Kopf, den Augen und Schläfen.

Unschlüssig zog sie weiter.

Im Dorf schlief alles. Selbst der Spitz, der vor der Douanenwache im Schatten des Schilderhauses lag, war zu faul, den Kopf zu heben, um die schlanke, blonde junge Radlerin im hellen, luftigen Batistkleidchen anzustaunen oder anzubellen.

Da, längs der Weinbergsmauer, zog sich ein schmaler Streifen Schatten hin. Wenigstens trat sie da mit ihrem dünnen Schuhwerk nicht den glühend heißen Sand. Aber die Mauer hörte bald auf, und es kam eine fast steil abfallende Wiese, die von der Sonne ganz ausgedörrt war.

Unter sich, dicht am Wasser, sah sie wieder ein Stückchen Laubwald. Der war nun ihr Ziel.

Sie mußte aber viel Kraft anwenden, um auf dem Weg da hinunter das Rad zu halten. Ihre Kniee begannen zu zittern, ihre Stirn ward feucht, und als sie endlich unten war, ganz ermattet und aufgelöst, sah sie sich vollends enttäuscht.

Der Streifen kümmerlichen Waldlandes, der sich zwischen der felsigen Böschung und dem See hinzog, war des Steingerölls halber und der knorrigen Wurzeln

und vielen kleinen Tümpel wegen, die der zuweilen übertretende See gebildet haben mochte, kaum gangbar. Und plötzlich sah sie sich am Rand eines kleinen vom Gebirge her in den See mündenden Gewässers, das ihr den Weg abschnitt.

Sie zog die Uhr. Halb Drei. Wenn sie auch auf den Rückweg über die sonnige Anhöhe, vor dem es ihr jetzt doch etwas graute, die doppelte Zeit rechnete, so hatte sie immerhin ein halb Stündlein Muße, um sich hier auszuruhen.

Das war ein ganz poetisches Plätzchen, so dicht am See. Viel Schatten gaben ja die Kastanien nicht, denn es war nur kümmerlicher Wuchs hier auf dem steinigen Boden. Und Kühlung brachte auch der kleine Wildbach nicht, trotzdem es sicher Schneeschmelze war, die in seinem zerrissenen, lehmgelben Bett von den Savoyer Alpen niederging. Aber in dem Geäst über ihr und in dem dichten Buschwerk zu ihren Füßen zirpte und sang es; so melancholisch einlullend plätscherte das Wässerchen, einförmig schlug die müde Brandung des Sees ans felsige Ufer, es war wie ein leises Atmen, und die Sonnenreflexe hatten hier zwischen dem grünen und gelben Laub etwas Goldenes, das dem Auge nicht so weh that wie der weiße Glast droben auf der Chaussee.

Sie lehnte das Rad gegen einen Baum, setzte sich ans Ufer und ließ ihre Füße über das wunderlich verknorpelte Wurzelwerk herabbaumeln.

Nun kam ihr plötzlich das Thema aus Wagners Siegfried — aus dem Waldweben — in den Sinn. Sie hatte es bei Frau Nansen von der Oper in Kopenhagen häufig geübt. Der italienischen Koloratur, die Frau Nansens Force war, hatte sie keinen Geschmack abgewinnen können, obwohl ihre Stimme eine erstaunliche Leichtigkeit besaß; aber das wundersame Stück, in dem der Gesang

des Waldvogels ſich ſo frei und ſcheinbar feſſellos über den ſeltſam webenden und wogenden Harmonien aufſchwingt, das lag ihr und darauf hatte ſie viel Fleiß verwandt.

Sie begann die Stelle zu trällern. Sie traf nicht gleich die Tonart und mußte ein paarmal abſetzen, um anders zu intonieren. Und dann ſang ſie ſich mehr und mehr frei.

Doch plötzlich ſchwieg ſie erſchrocken und gleich darauf ſprang ſie auf.

Unten im Gebüſch regte ſich's. Es hantierte jemand mit einem Ruder.

Richtig, da lag ein Boot. Es war vom See her ſo weit ins Laubwerk hineingetrieben, daß das Geäſt einen ſchattigen Baldachin bildete. Aber vereinzelte Sonnenſtrahlen durchdrangen auch dieſen Verſteck, und nun ſah ſie's blitzen.

Sie hatte ſchon gefürchtet, es ſei einer der Herren aus dem Hotel. Manche trieben ja Angelſport. Und dann hätte ſie ſich wohl ſehr geniert. Aber erleichtert atmete ſie auf, als ſie nun eine Uniform bemerkte. Es war alſo bloß ein Soldat von der Zollwache. Ein braunes Geſicht mit dunklen Augen unter dem ſchief aufgeſetzten Käppi lugte zwiſchen dem zur Seite gebogenen Blattwerk neugierig verwundert hervor.

Ans Befehlen war ſie gewöhnt. Sie hatte ſchon von klein auf eine erſtaunlich ſichere, reſolute Art beſeſſen, die immer imponierte. Ohne dem Mann erſt noch Zeit zu irgend einer Bemerkung über ihre poetiſche Anwandlung, die er wohl doch nicht verſtand, zu laſſen, fragte ſie ihn in ihrem geläufigen, aber etwas harten Franzöſiſch: „Giebt's von hier aus keinen beſſeren Weg nach Evian, mein Lieber?"

Der Soldat ſtand mit dem einen Fuß noch auf der

Ruderbank, mit dem anderen auf dem Ufer und muſterte ſie noch immer.

„Als den durchs Wäldchen? Zu Lande nicht.“

„Er iſt ſo beſchwerlich mit dem Rade. Wollen Sie mir's hinaufſchaffen!“

Der Mann lächelte. „Weil Sie ſo ſchön geſungen haben, Mademoiſelle, gern.“

Nun ward ſie doch ein wenig rot. „Nur bis zur Chauſſee,“ ſagte ſie, „dann ſind ich leicht zurück.“

„Noch beſſer wär's, Sie ſtiegen ins Boot, Mademoiſelle; dort, gleich hinter dem Felsvorſprung, iſt die Landungsſtelle von Evian. Da treffen Sie ſicher einen Hoteldiener. Oder ich kommandiere einen Mann von der Zollwache.“

Bei den letzten Worten ſtrich er ſich den Schnurrbart, wohl um ihr darzuthun, daß ſie ſich täuſche, wenn ſie ihn etwa für einen gewöhnlichen Soldaten hielt.

„Es wäre charmant von Ihnen,“ erwiderte ſie etwas verbindlicher.

Darauf kam der Fremde die paar Schritte herauf, grüßte flott und ſagte: „Hektor Vizinard, Gendarmeriekapitän.“

O, er ſtellte ſich vor. Und er war alſo ein Offizier.

„Da bin ich ja in beſter Hut,“ ſagte ſie freundlich, kaum merklich nickend.

Sie hatte noch nie mit einem franzöſiſchen Offizier geſprochen, wußte aber aus mancherlei Reden von der Hoteltafel, daß die Mehrzahl dieſer Herrſchaften, wenigſtens ſoweit es ſich um Angehörige von Grenzregimentern oder gar Gendarmerie handelte, aus einfachſten Verhältniſſen ſtammte und keinerlei Beziehungen zu dem, was in den Augen der Baronin zur „Geſellſchaft“ zählte, beſaß. Es amüſierte ſie im ſtillen, daß er eine gewiſſe Ueberlegenheit hervorzukehren bemüht war. Erſt ſchaffte er das Zwei-

rad in das kleine Zollboot, dann hielt er der jungen Dame galant die Rechte hin, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein.

„Danke, ich bin selbst sportgeübt," sagte sie und sprang leichtfüßig in das schwankende Fahrzeug.

Ihr Ton klang vielleicht hochmütiger und abweisender, als sie beabsichtigt hatte, denn in dem hübschen jungen Gesicht des braungebrannten Offiziers machte sich eine gewisse Unlust bemerkbar.

Nachdem sie Platz genommen, setzte er die Ruder ein. Ein Weilchen herrschte Schweigen. Eine schier quälende Helligkeit lag über dem See. Die Blicke der jungen Dame folgten anfangs den in kleinen Bogen vom Ruder wegspritzenden Tropfen; schließlich vermochte sie die geblendeten Augen kaum mehr offen zu halten. Da der Gendarmerieoffizier die demütigende Empfindung haben mochte, daß er nicht anders dasitze, als wie ein Fährmann, machte er endlich den Versuch, eine Konversation anzuknüpfen.

„Sie sind wohl Künstlerin, Mademoiselle?"

Sie verneinte lächelnd. Darauf schwieg man wieder. Mit einem neuen Anlauf fuhr er fort: „Aber Ausländerin doch sicher?"

Wieder lächelte sie. „Dänin; das heißt auch Russin."

Er blieb einen Augenblick, auf beide Ruder gelehnt, still. Dann schüttelte er den Kopf. „Russin — nein, das hätte ich nicht vermutet."

„Aber Sie können mir's ruhig glauben, Herr Kapitän."

Er biß sich leicht auf die Lippe und setzte sofort die Ruder wieder ein. Sie saßen einander ziemlich dicht gegenüber. Wenn er sich vorbeugte, um mit den Rudern auszuholen, senkte sich sein Blick immer tief und forschend in den ihren. Es lag dabei etwas knabenhaft Trotziges in seinem Ausdruck. Und wirklich schöne Augen hatte er.

doch, es kämen im Sommer die beſten Pariſer Kräfte her. Lieben Sie die Kunſt nicht?"

„Die Kunſt? Gewiß. Leidenſchaftlich. Ich muſiziere ſelber. Als Sie da vorhin im Walde ſangen, das gefiel mir. Sehr ſogar. Ja. Ohne Ihnen ſchmeicheln zu wollen. Es war ſo träumeriſch und ſo innig."

Wieder huſchte ein Lächeln über ihre Züge. Sie erklärte ihm, aus was für einem Werk das war. Von Wagner wußte er nicht viel. Man ſpielte ihn in Paris, das hatte er geleſen. Aber ſeit ſeiner Kadettenzeit war er nicht mehr dort geweſen. Und er haſſe Paris ebenſo wie Evian, ſetzte er hinzu.

Jetzt kam man in den Schatten des Felsvorſprungs. Erleichtert aufatmend hob die junge Dame den Kopf.

„Es iſt faſt zuviel Sonne in Ihrem Land," ſagte ſie, da er wieder auf den Rudern liegen blieb, aber keinen Verſuch machte, die Konverſation fortzuſetzen, ſie nur träumeriſch anſah.

Er lächelte trübe. „In meinem Lande nicht. Ich ſtamme aus der Normandie. Wir haben da an der Küſte faſt acht Monate im Jahr die bise noire."

„Die bise noire — das iſt?"

„Ewig, ewig grauer Himmel. Und der Wind heult, im Kamin wimmert's, das klingt wie Kinderjammer, und es regnet, regnet, regnet."

„Da freuen Sie ſich alſo, hierher verſetzt zu ſein?"

„Ja, es iſt wie ein Sommermärchen. Man badet in Licht und Wärme. Nein, mir iſt's nicht zuviel Sonne. Da nimmt man Vorrat mit für die grauen Stunden. Ich bin alle Tage hier unten am Waſſer. Es iſt ſchön — ſo allein. Denn die in Evian drin ſtören einen hier nicht."

„So betrachten Sie mich heute als einen Eindringling?" warf ſie leicht hin.

Er ſchüttelte den Kopf. „Wenn Sie wären wie die anderen, hätten Sie ſich aus Evian nicht fortgerührt. Aber Sie ſollten ſelbſt einmal ein Boot nehmen. Dort hinten nach Meillerie zu, wo die große Ruine hoch oben auf den Felſen ſteht, da iſt's erſt ſchön. Sie kommen zu Land ja öfters hin, aber immer in Scharen und mit Muſik und in vielen Equipagen. Und das iſt nicht das rechte, da fehlt der Konnex mit der Naturſtimmung. Allein muß man ſein. Oder zu zweien."

Er atmete tief auf, griff, ohne ſein Gegenüber anzuſehen, wieder zu den Rudern, und die Fahrt ging weiter.

Langſam näherte ſich das Boot dem breiten Anlegeplatz von Evian. Eine vierfache ſchattige Platanenallee führte von dort um den großartig angelegten Badeort herum bis zur Chauſſee und dem Splendide-Hotel empor.

Der Offizier war ihr von Minute zu Minute ſympathiſcher geworden. Die verlegene Forſchheit von vorhin hatte er ganz abgeſtreift, er gab ſich jetzt offen und natürlich. Und es rührte ſie etwas in ſeinem Ton. Vielleicht nur, weil er aus einem ſo trüben, finſteren Lande ſtammte.

„Was hat Ihnen aber Evian gethan, daß Sie es haſſen?" fragte ſie plötzlich mitten aus ihrem Gedankengang heraus.

Ein melancholiſches Lächeln huſchte über ſein Antlitz, und er ſah übers Boot weg ins Weite.

„Das kann ich Ihnen nicht ſo ſagen, Mademoiſelle. Hier im Ort wiſſen es ja alle und erzählen's wohl häufig genug. Aber ſelbſt ſpricht man nicht gern darüber."

Sie hatte leicht die Farbe gewechſelt. „Verzeihen Sie, ich fragte bloß ſo."

Da ſtieß das Boot an die Brücke. Ihr erſter Blick war der nach der Uhr am Hafenzollamt. Es hatte ſoeben halb Vier geſchlagen.

Sie dankte dem jungen Offizier rasch, aber doch nicht ohne eine gewisse Wärme, für die Fahrt, nahm ihr Rad in Empfang, sprang auf und war den Blicken ihres Begleiters, der aufrecht im Boot stehen geblieben war, bald entschwunden.

Hektor Vizinard strich sich wieder den Schnurrbart. Eine hübsche Person war das schon. Und es sprach auch für sie, daß sie sich so ganz allein unter den Bäumen am Wasser niedergelassen und singen konnte, ohne sich von Zuschauern und Zuhörern belauscht zu wissen. Das unterschied sie vorteilhaft von diesem unausstehlichen, eleganten, arroganten Völkchen da oben in den internationalen Prunkhotels, das ein Gemisch bildete von aristokratischer Ueberhebung, parvenuhafter Prahlsucht und Theaterprinzessinnenwirtschaft.

Vielleicht war sie vermögenslos wie er, stand in Diensten einer der reichen, verwöhnten Salonlöwinnen, der sie mit ihrem Gesang die Langeweile vertreiben mußte.

Nun, was ging es ihn an. Daß er sich nach seinen trüben Erfahrungen noch einmal verlieben würde, das war gottlob ausgeschlossen. Und — er würde sie ja doch nicht mehr wiedersehen. Denn ihn brachten keine zehn Pferde nach Evian hinauf, und sie würde sich ebensowenig noch einmal in die Einsamkeit und seine melancholische Gesellschaft herabwagen.

Und doch kam sie anderen Tags wieder. Zur selben Stunde. Aber diesmal auf dem Wasserweg. Ihr Rad hatte sie am Hafen beim Bootsverleiher gelassen.

Er hatte die Nacht über schweren Dienst gehabt, denn man war einer Schmugglerbande auf den Fersen; dennoch hatte es ihn während seiner Freistunden nicht oben in der Dienstwohnung in der Hängematte geduldet. Dazu war seine Spannung viel zu groß. Fedora sah ihn, sobald

ſie um die Felsecke herumkam, in der Gegend der Bachmündung kreuzen.

Er ruderte ſofort ihrem Boot entgegen und begrüßte ſie.

„Ein ſchöner Tag heute," begann er.

„Ja, wie geſtern. Ich will jetzt Ihrem Rat folgen und die Ruine beſuchen. Iſt es weit?"

„Eine gute halbe Stunde, Mademoiſelle."

„Aber wir können doch bis halb Vier zurück ſein?"

Er nickte lebhaft. „Gewiß!" Durch dieſes „wir" zeigte ſie ihm an, daß ſie ſeine Begleitung für ſelbſtverſtändlich hielt. Das hob ſeine Sicherheit ungemein.

Er richtete ſein Boot mit dem ihren aus, das viel zierlicher und leichter gebaut war als das ſeine, und nahm dann parallel mit ihr den Kurs auf den nächſten Felsvorſprung.

Gut zehn Minuten lang ruderten ſie ſo in der Sonne. Fedora perlte der Schweiß auf der Stirn. Sie zog endlich die Ruder ein.

„Nein, wenn die von oben mich ſähen! Das iſt ja eine harte Arbeit!"

„Ich nehme Ihr Boot ins Schlepptau."

Das wollte ſie aber doch nicht. „Ruhen wir lieber ein bißchen und plaudern wir."

Damit war er ſchnell einverſtanden. Er kam dicht an ihr Boot heran und drehte das ihrige derart, daß ſie der Sonne den Rücken kehrte.

„Sehen Sie, Mademoiſelle, dort rechts drüben, wo wir uns geſtern trafen, lag ich heute nacht fünf Stunden lang mit meinen Leuten auf der Lauer."

Von dem ſchwierigen Dienſt der Grenzgendarmerie beſaß ſie keine Ahnung. Er erzählte ihr nun, um ihr einen Begriff zu geben, dies und jenes, was er in ſeinem ſtrapazenreichen Beruf ſchon erlebt hatte — Flucht, Verfol-

gung, Handgemenge, ja einmal eine Art Meſſerkampf. Manches klang etwas abenteuerlich; aber ſie bekam doch mehr und mehr Reſpekt vor dem wetterfeſten jungen Offizier.

„Daß Sie jetzt nicht müde zum Umſinken ſind!“ ſagte ſie.

Er ſchüttelte den Kopf und ſah ſie faſt glückſelig lächelnd an. „Jetzt ſchlafen, das wäre ja ein Verbrechen. Aber träumen — o, ich genieße es wie einen ſchönen, hellen Traum.“

Nun griff ſie wieder zu den Rudern.

Aber ſie erlahmte raſcher, als ſie geglaubt hatte.

„Ich bin außer Uebung. Und ich darf nicht wieder ſo heiß und rot wie geſtern werden. Sonſt merken ſie's am Ende droben.“

„Und es iſt Ihnen verboten? — Wie heißen Sie eigentlich, Mademoiſelle, wollen Sie mir das ſagen?“

„Ich heiße Fedora. Aber mehr ſollen Sie mich nicht fragen.“

„Ich habe viel über Sie nachgedacht. Und wiſſen Sie, was ich da wünſchte? Sie ſeien arm und Waiſe, und ſtünden ganz hilflos in der Welt.“

Darüber lachte ſie hell auf. „Das iſt aber nicht ſehr freundlich von Ihnen.“

„Haben Sie keine Angſt, Mademoiſelle, ich würde Ihnen helfen.“

Sie hatten beide zu rudern aufgehört und ſaßen, das Kinn aufſtützend, regungslos da, auf das Tönen und Klatſchen der ſacht an den Kiel ſchlagenden Wellen achtend.

„Iſt das hier wunderlich!“ ſagte ſie endlich halblaut.

„Ja, ſo lauſchig. — Singen Sie doch wieder, Mademoiſelle.“

„Sie ſind doch auch muſikaliſch, Herr Kapitän. Ich möchte Sie gern einmal hören.“

„Ich will Ihnen ein altprovençaliſches Volkslied ſingen.“

Mit ſeiner hübſchen, weichen Stimme ſetzte er ohne Ziererei ein. Ein ſchlichtes, ſüß-melancholiſches Liebeslied.

„Das iſt ebenſo traurig wie die Muſik der Ruſſen,“ ſagte Fedora, als er geendet. „Ich dachte, die Franzoſen ſeien ein viel luſtigeres Volk.“

„Liebeslieder ſind nie heiter.“

„Wie ernſt und gewichtig Sie das ſagen!“

„Bitte, Mademoiſelle Fedora, jetzt ſind Sie an der Reihe zu ſingen.“

„Aber wir werden keine Zeit mehr haben, die Ruine zu ſehen.“

„Dann fahren wir morgen hin. Ja, wollen Sie?“

Sie ſann ein paar Augenblicke nach. Dann trug ſie eines der berühmten Belmans-Lieder in däniſcher Sprache vor. Er bat ſie darauf, ihm den Text zu überſetzen. Der bildete ein Seitenſtück zur Enoch Arden-Sage.

„Der Mollton hat etwas Ergreifendes,“ ſagte Hektor Vizinard. „Aber was Sie geſtern ſangen, war noch viel, viel ſchöner. Das war ein wirkliches Sommermärchen. Ich werde es nie vergeſſen. Wenn Sie längſt wieder fort ſein werden, Mademoiſelle, wird es mir immer, immer noch im Ohr klingen.“

„Jetzt muß ich heim,“ ſagte ſie.

„Werden Sie morgen wiederkommen?“

Sie wollte ſogleich lebhaft nicken, unterbrach ſich aber und ſah ihn forſchend an. „Ja. Aber eines müſſen Sie mir verſprechen.“

„Ich verſpreche Ihnen alles, was Sie wollen.“

„Und halten's auch?“

„Die Pariſer lügen, die Normannen nie.“

„Sie ſollen mir verſprechen, daß Sie mir nicht nachforſchen.“

„Nachforſchen werde ich Ihnen nicht. Aber ich möchte doch gar zu gern von Ihnen ſelbſt erfahren, wer Sie ſind.“

„Iſt es ſo nicht ſchöner?“

„Alſo ich verſpreche Ihnen: nach Evian gehe ich nicht.“

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf.“

Sie hielten eine Weile ihre Hände ineinander und ſahen ſich ins Auge.

Dann ſagte ſie ihm lebewohl und fuhr zurück. Heute durfte er ſie nicht bis zur Landungsbrücke begleiten.

In fieberhafter Ungeduld wartete er anderen Tags. Er hatte mit dem Leutnant die Freiſtunden getauſcht, denn mit der neuen Woche ſetzte ein anderer Dienſtplan ein.

Es war Sonntag. Ein paar Extradampfer waren aus Genf, aus Lauſanne und Montreux gekommen. Die hatten viele Sommergäſte gebracht, die ſich trotz der Hitze am Strand und auf dem Waſſer amüſierten. Das vornehme Stammpublikum von Evian verließ an ſolchen Tagen ſeine Hotels meiſt überhaupt nicht.

Fedora konnte heute nicht ſo lang wie geſtern auf dem Waſſer bleiben; das ſagte ſie ihm gleich beim Kommen. Er war glückſelig darüber, daß er ſie überhaupt ſehen durfte.

Sie legte die Ruder hin, ſchlang die gefalteten Hände um ihr Knie und beugte ſich vor, über die Waſſerfläche, auf der Millionen von Mücken tanzten, hinſchauend. Seine Blicke verließen ihr Antlitz nicht mehr. Sie war ſo jung und roſig, und ihr Ausdruck war noch ſo kindlich bei allem weiblichen Liebreiz.

„Wollen Sie mir heute wieder erzählen, Herr Kapitän? Ach bitte! Von den Schmugglern. Das war ſo ſpannend. Oder nein, nicht von den Schmugglern. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Heimat. Leben Ihre Eltern noch?“

Er nickte. Sein Geſicht verklärte ſich. „Sie ſchreiben mir jeden Sonntag. Früher bekam ich immer eine ſolche Sehnſucht. Aber jetzt möchte ich nicht von hier fort. Nein, jetzt nicht mehr. Der Vater hat eine Pachtung. Ich kenne da jeden Winkel. Und er berichtet mir über alles. Und Mutter ſchreibt — nein, denken Sie bloß — ich ſoll mich doch wieder verloben."

„Wieder?"

„Ja, das war eben mein Unglück damals."

„Sie brauchen mir nichts zu ſagen, was Sie nicht gern ſagen wollen."

„Doch, heute ſag' ich's Ihnen."

Während er ſprach, tauchte er das Ruder ins Waſſer und zog es wieder empor. Beider Blicke hefteten ſich an die blitzend ſich löſenden, wie Perlen niederfallenden Tropfen.

„Es war ein Nachbarskind. Marion hieß ſie. Alle Welt hatte ſie gern. Und ſie ſang ſo ſchön in der Kirche. Es war eine tiefe, heilige Altſtimme. Wir waren verlobt, und die Hochzeit ſollte ſein, vorigen Sommer, da holte ſie ihre alte Pariſer Lehrerin. Sie ſollte in Evian für eine andere ſingen. Zu Marion hatten wir alle felſenfeſtes Vertrauen. Aber die Sehnſucht — o lieber Gott, die Sehnſucht! Ganz heimlich kam ich da um meine Verſetzung ein. Niemand wußte darum, außer meinen Eltern."

„Und da ſahen Sie ſie wieder und hörten ſie?"

„Ja — und ſie war die Geliebte eines vornehmen Mannes geworden."

„O! Da waren Sie aber wohl ſehr traurig und verzweifelt."

„Ja, lange Zeit. Aber ich wich ihr aus, beobachtete ſie nur aus der Ferne. Und während der Zeit ſchrieb ſie Briefe an mich, die mir die Eltern nachſandten — Briefe, ach ſo zärtlich und bräutlich! Damals lernte ich die Welt verachten."

Fedora lauſchte voll wachſender Teilnahme. Liebesgeſchichten hatten für ſie, die in ihrer Abgeſchloſſenheit noch immer ein Kind geblieben war, den beſtrickenden Reiz der verbotenen Frucht.

„Ich ſprach ſie erſt an, als ich ruhig genug geworden war, um das Ende kurz und ohne häßliche Scene herbeizuführen. Sie war an ſeinem Arm auf der Promenade erſchienen. Am ſelben Tag noch reiſte ſie ab. Aber er ſtellte mich dann und ſagte, ich hätte ſie inſultiert. Da konnte ich mich nicht länger beherrſchen. Es gab ein großes Aufſehen, und es kam ſchließlich zu einer Forderung. Man lachte mich aus — denn was war ich gegen ihn — aber ich zwang ihn geradezu. Beim erſten Kugelwechſel ſchoß ich ihn dann in die rechte Hand."

Fedora ſah ihn ſtarr an. „Es war ein Landsmann von Ihnen — oder ... Wer war es? Bitte, ſagen Sie mir doch den Namen!"

„Es war ein Ruſſe, aus einem Hauſe, das den großfürſtlichen Kreiſen nahe ſteht."

„Wladimir Alexandrowitſch," vollendete Fedora faſt atemlos.

„Sie haben von ihm gehört?"

„Ja. Und man erzählte mir ſogar von dieſem Duell. Aber daß Sie ſein Gegner waren, und daß es wegen — wegen Marion ſtattfand — Haben Sie ihn wiedergeſehen? Er iſt hier."

Der Kapitän nickte. „Neulich kam er an der Wache vorbeigeritten. Natürlich überſah er mich."

Fedora ſagte nichts mehr. Sie ſchien verſtimmt. Er brachte das Geſpräch darum raſch auf ein anderes Gebiet.

„Morgen müſſen Sie mir lieber wieder von Ihren Eltern erzählen," ſagte ſie, als ſie ſich trennten, „und von Ihrer Heimat."

Hernach war er sehr unzufrieden mit sich, daß er sie in diese traurige Liebesgeschichte eingeweiht hatte. Sie sollte ihn nicht bemitleiden und sollte auch nicht glauben, daß er sich vor ihr mit seinem Triumph über einen Großen dieser Welt brüsten wollte. Der Rest des Tages und der nächste Morgen dehnten sich ihm unerträglich hin.

Nachdem der Leutnant ihn abgelöst, wartete er dann wieder sehnsüchtig im Boot.

Aber heute zeigte sie sich nicht.

Als es vier Uhr schlug, und er wieder in den Dienst mußte, überkam ihn eine schier krankhafte Unrast.

Das Dasein ohne Fedora hatte keinen Wert mehr für ihn. Er war unglücklich ohne sie. Es ging ein solch süßer Zauber von ihr aus: ihre rosige Jugend, ihre Frische, ihre Natürlichkeit erquickten ihn, und vor allem war es ihre liebe, warme Stimme, deren beseligender Klang nicht mehr aus seinem Ohre wich.

Hektor Vizinard war von jeher ernst und verschlossen gewesen, im Dienst hatte er seine Pflicht immer mit staunenswerter Selbstdisziplin gethan, er war von seinen Vorgesetzten geschätzt, von seinen Untergebenen mehr gefürchtet als geliebt. Einen wirklichen Freund hatte er nie besessen.

Nun war es, als ob all die Zärtlichkeit, deren sein Herz fähig war, sich in ihm zusammenfand für dieses fremde, wundersame, märchenhafte kleine Wesen.

Sie war so ganz, ganz anders als alle anderen Menschen, seine Fedora.

Zu den Reichen und Verwöhnten gehörte sie nicht, sonst würde sie nicht zu einer Zeit das Haus verlassen haben, wo es droben in Evian nicht guter Ton war, sich zu zeigen. Sicher war sie in abhängiger Stellung, und ihre gestrenge Herrin schlief um die heiße Mittagsstunde.

kokette neue Theater war feenhaft erleuchtet. Auf dem Waſſer ſchwammen die in elektriſchem Licht erſtrahlenden Boote der Herzöge von Orleans und von Uzès und anderer Mitglieder der glänzenden Geſellſchaft von Evian. Da und dort brannte man ein Feuerwerk ab. Ueberall herrſchte Frohſinn, Uebermut. Er ſah die wunderbarſten Toiletten, atmete den berauſchenden, verwirrenden Duft, der von dieſem ihm verſchloſſenen Kreis ausging.

Doch Fedora traf er nicht.

Verzweiflung packte ihn an wie damals, als er Marion nachſpürte. Eine qualvolle, ihn aufreibende Eiferſucht.

Aber war es nicht Wahnſinn, daß er erwartete, der blinde Zufall werde Fedora ihm in die Arme führen?

Er glaubte aus verſchiedenen Andeutungen folgern zu können, daß ſie in einem der oberen Hotels wohnte.

Nun ſtand er dort ſtundenlang Wache, umkreiſte klopfenden Herzens die Prunkbauten, muſterte jeden Ein- und Ausgehenden mit Argusaugen.

Reſultatlos kehrte er heim, als überall die Lichter erloſchen.

Und nun bedrückte es ihn ganz unſagbar, daß er ſein Verſprechen nicht gehalten hatte.

Wenn Fedora ihn geſehen hätte? Dann würde ſie doch ſchon ſeines Ungehorſams halber nicht wiederkommen.

Hektor Vizinard ſchlief kaum mehr, er nährte ſich ſchlecht, er magerte ab, ward matt und bleich.

Mittags behielt er noch immer die Seefläche im Auge.

Rief ihn der Dienſt ab, ſo ſtellte er auf dem kleinen Felsplateau einen Mann auf, der ihn rufen ſollte, ſobald ſich ein Boot mit einem weiblichen Ruderer zeigte. Und abends zog er wieder planlos durch die eleganten Villenſtraßen und Parkanlagen von Evian.

Zwei namenlos traurige, einſame, bange Wochen gingen ſo hin.

Eines Tages las er im Blatt das Programm eines Konzerts, das im Kasino stattfinden sollte. Man spielte etwas aus „Siegfried“. Da hielt es ihn nicht. Trotzdem er die Wache hatte, ging er hin.

Viele Stellen der zauberhaften Musik erkannte er wieder. Eine brennende Sehnsucht nach Fedoras Stimme erfüllte ihn.

An die Wand gepreßt, im Hintergrund des Parterres, spähte er dabei nach allen Seiten aus. Nirgends erblickte er sie. Da schloß er wieder die Augen, und er meinte, während die Geigen klangen, sie wie an jenem ersten Tage im Walde zu hören und zu sehen.

Warum hatte er sie damals nicht gleich an sich gepreßt, sie geküßt, ihr gestanden, daß er sie liebte? Ja, aber wann hatte er denn eigentlich angefangen sie zu lieben? Das wußte er nun gar nicht mehr.

Aber als er das Kasino verließ, traf er ein paar Bekannte. Er hatte seit seinem Zweikampf wie ein Einsiedler in der Kaserne und deren nächster Umgebung gelebt. Man war erstaunt, ihn plötzlich wieder im fröhlichen Evian zu sehen.

„Haben Sie's endlich verwunden, Kapitän, das alte Leiden?“ fragte der eine, ihn gutmütig auf die Schulter klopfend.

Er zuckte die Achsel.

„Wissen Sie, Kapitän, daß sie wieder da ist?“

„Wer?“

„Nun — Ihre Marion.“

„Mag sie.“

„Und Ihr Russe gleichfalls.“

„Ja, ich sah ihn.“

„Aber zwischen den beiden scheint alles aus. Wenigstens vorderhand. Denn Wladimir Alexandrowitsch macht seinem flotten Junggesellenleben ein Ende. Er verheiratet sich.“

Hektor Vizinard ſagte kurz: „Mir gleich.“

„Uebrigens eine grandioſe Partie. Eine däniſche Prinzeſſin, die mit ſeinem Hauſe verwandt iſt.“

„Eine däniſche Prinzeſſin! So! Ja, wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

„Ein wahres Engelsköpfchen. Ganz blond und wunderbare graue Augen. Die Prinzeſſin Fedora iſt es.“

„Fedora! O, Fedora heißt ſie?“

„Ja, man wird wohl nächſter Tage darüber in der Zeitung leſen.“

Auf dem Heimweg war der Kapitän zwar noch ebenſo traurig und verzweifelt wie zuvor, aber das ſchaurig-fröſtliche Gefühl der grenzenloſen Vereinſamung hatte ihn verlaſſen.

Ja, das fühlte er jetzt: die Einſamkeit würde ihn töten. Er mußte wieder unter die Leute gehen.

Daß er den Namen Fedora bloß hatte ausſprechen hören, war ihm ſchon eine ſolche Wohlthat geweſen. Fedora — was der Klang allein in ihm wachrief! Eine Prinzeſſin Fedora däniſch-ruſſiſcher Abkunft ſollte Wladimir heiraten — jetzt, wo er Marion einfach ſitzen ließ. Und dieſe Prinzeſſin Fedora beſaß wie ſeine Fedora ein wahres Engelsköpfchen, hatte blondes Haar und graue Augen.

Blitzartig durchfuhr ſein Hirn ein ganz ſchnurriger Gedanke.

Doch dann lachte er ſelbſt darüber.

Auf dem Weg zur Gendarmeriekaſerne begegnete er einem Korſo von Equipagen. Auf einer Mailcoach ſaß eine Kapelle, welche luſtige Jagdfanfaren blies. Die folgenden Wagen waren über und über mit Blumen geſchmückt. In einer der vorderſten Equipagen glaubte er den Ruſſen zu erkennen. Aber wie ein Windſtoß jagte der elegante Zug an ihm vorüber.

Der Posten vor der Kaserne hatte ein Briefchen für ihn.

Die Adresse enthielt seinen vollen Namen. Die Handschrift kannte er nicht. Im Umschlag befand sich ein winziges Billet. Darauf stand: „Warum haben Sie Ihr Versprechen nicht gehalten? Sie sollten doch nicht nach Evian gehen. Werden Sie morgen um Zwei auf dem Wasser sein? Vielleicht komme ich."

Keine Unterschrift. Aber er wußte: es stammte von Fedora.

Sie weilte also noch immer in Evian. Und sie hatte seiner nicht vergessen.

Tödlich langsam verstrichen ihm die Stunden. Er that in der Nacht kaum ein Auge zu. Und immer fürchtete er, die Witterung werde umschlagen und das Wiedersehen unmöglich machen.

Doch am anderen Mittag herrschte dieselbe drückende, schwelende Hitze wie bisher. Mensch und Tier schlichen nur noch. Von zwölf Uhr an bis gegen Abend lag ganz Evian schweigend da, wie eine tote Stadt.

Aber als Hektor Vizinard zu der vertrauten Stelle unten am Wasser kam, lag Fedoras Kahn schon im Schatten der Zweige.

Hastig sprang er ins Zollboot und ruderte die kurze Strecke auf sie zu.

„Wie ungestüm Sie sind!" rief sie erschrocken.

Er konnte zuerst kaum sprechen. Die Thränen steckten ihm in der Kehle.

„Ich hab' mich so gebangt — ich war so verzweifelt — und Sie müssen mir verzeihen!"

Er streckte beide Hände nach ihr aus. Sie ließ ihm ihre Rechte, die er stürmisch küßte. Dabei schoß ihr das

Blut in die Wangen, und ſie wehrte ihm: „Das ſollen Sie aber nicht!“

„Ich habe Sie ſo lieb, Fedora, ach, ich habe Sie ſo lieb, Fedora!“ ſtammelte er. Er beugte ſich hinüber und preßte ſeine Stirn auf ihre Hand.

Lange lag er ſo, ohne ſich zu rühren.

„Sie wiſſen jetzt alles?“ fragte ſie dann.

„Nichts — nichts. Nur daß ich Sie liebe, und daß ich vor Sehnſucht vergehe.“

„Sie haben mir aber doch nachgeſpürt. Ich habe Sie geſehen.“

„Ja, ich habe Sie überall geſucht — überall.“ Und nun legte er ihr offene Beichte ab über jeden Schritt.

Sie atmete tief auf. „Ich habe auch viel an Sie gedacht. Aber man bewachte mich immer. Jetzt verlaſſe ich Evian. Da wollt' ich Ihnen doch noch lebewohl ſagen.“

„Ich laſſe Sie nicht fort, Fedora.“

Sie lächelte. „Man befiehlt mir, und ich muß gehorchen.“

„Ich befreie Sie von jedem Zwang. Ich verteidige Sie gegen jede Macht der Erde. — Fedora wollen Sie mein werden?“

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihn treuherzig an. „Das geht ja nicht.“

„Warum nicht? Ich bin nicht reich, aber ich würde Ihnen das Leben ſo ſchön geſtalten. Sagen Sie mir doch, wer Ihre Eltern ſind.“

„Die ſind tot — lange ſchon tot.“

„Oder an wen ich mich wenden ſoll, daß ich ſie auf den Knieen anflehe —“

Die laue Brandung hatte die beiden Boote noch dichter zum Ufer getrieben. Im halbſchattenden Gebüſch fanden ſie einen Halt. Vizinard teilte die Zweige und bog ſie

über Bord, so daß sie beide wie unter einem Baldachin nebeneinander saßen.

Fedora sah ihm ängstlich zu. Dann stand sie hastig auf.

Aber schon hatte er sie umfaßt, und nun küßte er sie — lange, lange.*)

Die Boote schwankten. Er preßte die schlanke Gestalt so fest an sich, daß ihre Füße kaum noch einen Stützpunkt brauchten.

„O wie böse — o wie wild Sie sind — ach bitte, bitte, lassen Sie mich!"

„Fedora, ich will für nichts anderes leben — nur dich glücklich machen."

Energisch machte sie sich endlich frei. Sie zitterte am ganzen Leib vor Aufregung. Sie ließ sich auf die Ruderbank sinken und weinte.

„O, jetzt ist alles, alles vorbei!"

„Verzeihen Sie mir doch, Fedora."

„Es war so schön, so traumhaft, so zart gewesen. Es sollte für mein ganzes Leben eine liebe Erinnerung sein — ein lieber, heller Sommertraum."

„Ein Traum — mehr nicht?" wiederholte Vizinard seufzend. Er stützte die heiße Stirn in die zitternden Hände.

„Ja — ein Hauch. Aber woran man sich erinnert. Später noch, viel später. Wenn man schon ganz alt und weiß geworden ist."

Nach einer Weile begann er wieder: „Und wenn ich Ihnen nun heilig gelobe, daß ich so still und gut sein will wie früher — werden Sie dann wiederkommen?"

„Nein, wiederkommen kann ich nicht mehr. Ich reise heute ab."

Er vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

---

*) Siehe das Titelbild.

Sein Kummer ging ihr nahe. Sie ſetzte ein paarmal an, um etwas zu ſagen, ſchwieg aber immer wieder. Doch endlich begann ſie leiſe, faſt flüſternd: „Wiſſen Sie, weshalb ich fortgehe? Weil ich Ihnen gut bin, und man mich hier mit einem Mann verloben will, den ich nicht mag. O, es hat ſchreckliche Kämpfe gegeben. Das können Sie ja gar nicht begreifen.“

Er hatte den Kopf erhoben und ſah ſie mit ſeinen blitzenden Augen erſchrocken an. Seine Finger krampften ſich zu Fäuſten. „Ich würde das nicht dulden. Ich würde ihn töten.“

„Wenn Sie ſo wild um ſich blicken, fürchte ich mich vor Ihnen. Wo Sie das ſüße, traurige Lied ſangen, neulich, da hatte ich Sie viel lieber.“

Er wagte es noch einmal, ihr das Glück auszumalen, wie er ſich's dachte.

Sie ſah ihn mit durſtigen Blicken an. Das klang alles ſo lieb und ſo lockend.

Aber dann ſchüttelte ſie wieder den Kopf mit einem wehmütigen Lächeln. „Es kann ja nicht ſein — es kann ja nicht ſein.“

Sie flüſterten beide, trotzdem weit und breit in der Runde niemand war, der ſie hören konnte.

Und es gelang ihr endlich, ihn zu beſchwichtigen. Sie würde ihm alles verzeihen, ſogar, daß er ſein Verſprechen nicht gehalten hatte, und würde ihm ein liebes Gedächtnis bewahren; aber dann müſſe er ſie jetzt ohne Kampf fortlaſſen und dürfe ihr auch um keinen Preis nach Evian folgen. Sonſt verſcherze er ſich alles, und ſie würde ihm in alle Zukunft gram ſein, ſo bitter, bitter gram.

Ach, wie traurig er war, wie erſchüttert! Er gelobte ihr alles, was ſie von ihm forderte. Er war wie Wachs in ihren Händen.

Und dann kam das letzte Lebewohl.

Sie hielt seine Hände in den ihren und sah ihm in die Augen. „Ich habe das Leben gesehen — ich habe die Liebe gesehen!“ flüsterte sie.

Darauf schwiegen sie wieder lange.

„Singen Sie noch einmal, Fedora,“ bat er.

Sie sang ein paar Takte. Aber ihre Stimme zitterte gleich der seinen.

Dann sollte er die Lider schließen. Er gehorchte ihr in allem.

Sie beugte sich über die Ruderbank und küßte ihn sanft auf die Augen.

„Fedora!“ flüsterte er.

„Still — bitte, bitte, still! Wie ein Traum muß es bleiben — wie ein süßer Sommertraum. Und muß zerflattern wie ein linder Hauch, der Blütenduft über den See streut. Nein, die Augen nicht öffnen. So. Bitte — bitte — Lieber.“

Ihr Ruder tauchte schon leise in die Flut. Er ließ sich auf den Bootsgrund sinken und schluchzte verzweifelt.

So blieb er lange liegen. Er wagte es nicht einmal, ihr mit den Blicken zu folgen. Er wollte ihr Bild vor seinem geistigen Auge festhalten.

Bald verhallte der Ruderschlag. Nun war er wieder ganz allein. Draußen auf dem See lag der heiße, weiße Mittag. Die Luft zitterte vor Hitze.

In den nächsten Tagen that Hektor Vizinard keinen Dienst. Er hatte sich krank gemeldet. Es hieß, der Arzt fürchte für sein Gemüt. Die einen sagten, seine alte unglückliche Liebe sei schuld; die anderen suchten die Erklärung für seine Erkrankung in seiner einsiedlerischen und unvernünftigen Lebensweise.

Die Bekannten kamen und wollten ihn mit ihrem Geplauder zerſtreuen.

Eine Neuigkeit gab's: Fürſt Wladimir habe von der Prinzeſſin einen Korb bekommen. Alle Welt habe die Verlobung beſtimmt erwartet — und da, vorgeſtern, die plötzliche, haſtige Abreiſe der Prinzeſſin Fedora. Das Badeblatt brachte ihr Bild und die kurze Notiz: „Ihre Durchlaucht die Prinzeſſin Fedora Iwanowna iſt in Begleitung ihrer Ehrendame Baronin v. Wedeken und ihres Gefolges nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Evian-les-Bains nach dem Schloſſe Fredensborg in Dänemark abgereiſt."

Hektor Vizinard las die Notiz wieder und wieder. Aber plötzlich drang ein bittertrauriges, ergreifendes Stöhnen aus ſeiner Bruſt, das die ſein Lager Umſtehenden geradezu erſchütterte. Er hatte das Blatt umgewandt, und ſein Blick ſchien die weichen, kindlichen, holden Züge der blonden, grauäugigen däniſchen Prinzeſſin durchbohren zu wollen. Darauf verwirrten ſich ſeine Sinne, und er ſank ohnmächtig zurück. Der herbeigerufene Arzt ſtellte hohes Fieber feſt.

In ſeinen Delirien flüſterte der Kapitän häufig den Namen Fedora — der Prinzeſſin Fedora. Wohl bloß, weil dies zufällig das letzte Wort geweſen war, das er vernommen, als ſein Geiſt noch aufnahmefähig war.

Der Patient hatte eine gute Natur. Am fünften Tag erklärte ihm der Arzt, daß er das Bett wieder verlaſſen könne, um ſich im Garten hinter der Kaſerne zu ergehen.

Vizinard war aber ungehorſam. Als er ſich unbeobachtet ſah, ſchlich er ſich zum Seeufer hinab und beſtieg das Zollboot. Es war Mittag. Evian und der See lagen ſchweigend, in Sonne gebadet, da.

Gegen Abend vermißte man den Kapitän und ging auf die Suche.

Fischfang und künstliche Fischzucht.

Sportliche und wirtschaftliche Betrachtungen

von Dr. O. Stein.

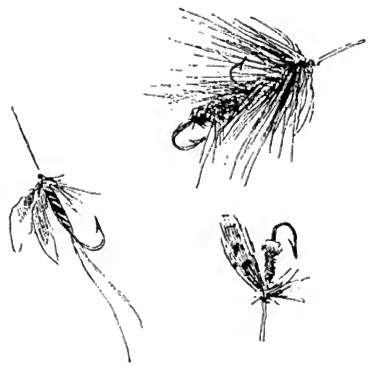
Mit 16 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Am besten und erfolgreichsten wird der Fang der Forellen und Aeschen mittels der Fliegenfischerei betrieben. Die Fluggerten, welche kundige Angler dabei benutzen, bestehen aus drei oder vier Teilen, die durch Messinghülsen rasch vereinigt werden können, und von denen jeder bei Forellengerten nicht länger als 1 Meter zu sein braucht. Der Handteil ist am unteren Ende etwa 25 Millimeter dick und trägt zwei Messingringe zum Festmachen der Rolle und ein Gewinde zum Einschrauben eines eisernen Spießes, womit man die Gerte in den Boden stecken kann, wenn man die sogenannten Poilszüge mit den Fliegen an die Schnur bindet.

Die Spitze ist am Ende mit einem festen Drahtring versehen und nicht dicker als ein Hühnerfederkiel. Alle Teile tragen mit roter gefirnißter Seide angebundene kleine Ringe, durch welche die Schnur läuft. Sie wird am besten aus geklöppelter Rohseide gefertigt und endigt mit einer

kleinen Schleife, in die der Poilszug durch doppeltes Durchziehen eingehängt wird. An ihn befestigt man die künstlichen Fliegen; die vordere, den „Strecker", an seinem Ende und etwa 1 Meter dahinter eine zweite, der „Springer" genannt. Die in England gefertigten künstlichen Fliegen sind die besten, da sie nicht nur entsprechend festgebunden, sondern auch den natürlichen täuschend nachgeahmt und dabei sehr wohlfeil sind.

Die natürlichen Insekten, die eine Lieblingsnahrung der Forellen wie der Lachse u. s. w. darstellen und daher die besten Köder abgeben würden, sind zu wenig dauerhaft, um das Werfen der Angelschnur und den Aufenthalt in stark strömendem Wasser auszuhalten, und verderben daher sehr schnell.



Künstliche Fliegen.

Weder das trefflichste Angelgerät noch die Benutzung der vorzüglichsten Köder sichern jedoch den Erfolg, wenn der Angler nicht mit den Eigentümlichkeiten seines Fischwassers und den Gewohnheiten der verschiedenen Fischarten vertraut ist. Die Forelle kommt am häufigsten in kalten, klaren Wildbächen und Bergströmen vor und erreicht nur in solchen ihr volles Wachstum. Sie sucht zwar den ganzen Tag nach Beute, „geht" aber in den späten Nachmittags- und Abendstunden am gierigsten nach der Fliege „auf".

Die Aesche teilt mit der Forelle das Wohngebiet, kommt aber nur in größeren Bächen oder in Flüssen vor. Wegen

der Kleinheit ihres Maules muß man kleinere Fliegen mit sehr kleinem Haken wählen. Man kann bei der Aesche kaum zu früh anhauen und muß den Hieb schon ausführen, sobald man sie nur an der Oberfläche blitzen sieht; er darf aber nur schwach geführt werden, sonst schneidet der Haken die zarte Haut des Maules durch.

Interessant ist der Hechtfang im Winter, wie er in großen, tiefen Seen und Teichen betrieben werden kann. Man hackt längs der Ufer Löcher in das Eis und stellt kleine hölzerne Galgen darüber. In ihrer Mitte hängt an einer beweglichen Glocke eine kurze Leine, an deren Ende an einem aufgespannten Schnapphaken ein toter Köderfisch befestigt ist. Sobald der außerordentlich gefräßige Hecht diesen erfaßt, schnappt die Falle zu, und zwei scharfe Spitzen durchbohren seinen Schädel; zugleich giebt die Glocke das Zeichen, daß der Räuber hingerichtet ist.

Für den Lachsfang ist Kanada in Wahrheit ein „gelobtes Land"; namentlich der Restigouche, der an der Grenze von Neu-Braunschweig und Quebeck zwischen bewaldeten Hügeln dahinfließt, gewährt jahraus, jahrein eine reiche Ausbeute dieses geschätzten Edelfisches und wird daher von den zahlreichen Freunden des Angelsports wie von den berufsmäßigen Fischern besonders bevorzugt.

Passionierte Angler haben sich sogar an gewissen, als gute Fischereiplätze bekannten Stellen des Flusses Grund und Boden erworben und darauf kleine Blockhäuser errichtet, die ihnen während des Sommeraufenthalts bequemen und des gewohnten Komforts nicht ganz ermangelnden Aufenthalt bieten. Stolz ragt unter diesen Hütten das Haus des „Restigouche-Salm-Klub" hervor, ein bei allen Anglern in wohlverdientem Rufe stehendes Klubgebäude, das als Ausgangspunkt für weite Reisen auf jenem Flusse dient.

Zu den erkorenen Fangplätzen begiebt man sich in leichten Kanoes. Die Morgenarbeit beginnt gewöhnlich erst

Ankerstein gehoben, und das Kanoe fährt der in tiefes Wasser flüchtenden Beute nach. Es handelt sich darum, mit Hilfe der Strömung den Fisch, der verzweifelte Anstrengungen macht, von dem Haken loszukommen, durch Aufnehmen der Leine heranzuziehen. Wenn die Bewegungen des sich abzappelnden stattlichen Tieres matter werden, wird das Boot dem seichten Wasser einer Bucht zugeführt, und der Fisch an der Leine zwischen die Steine am Ufer geleitet. Dann springt der Bootsmann aus dem Kanoe ans Land, bewaffnet mit einer langen Harpune. Ein rascher, sicherer Stoß, ein Plätschern — und der Lachs ist hoch in die Luft gehoben und dann aufs Trockene gesetzt. Dort erhält er rasch den Gnadenstoß, und dann wird von neuem das Jagdglück versucht.

Unter den Seen des Landes ist einer der fischreichsten der St. Johns-See, nordwestlich vom Quebeck, mit dem er durch eine Eisenbahnlinie in Verbindung steht. In dies riesige Becken ergießen sich ungefähr ein Dutzend Ströme, die zum Teil von bedeutendem Umfang sind und aus einem an Seen und Wasserläufen überreichen Gebiet von der Größe des nordamerikanischen Staates Maine ihre Wassermassen jenem flachen See zuführen.

Nach einem allgemein im Gebrauch befindlichen indianischen Namen heißt der Lachs dort Winanishe. Bekanntlich ändert dieser Fisch nach Geschlecht und Jahreszeit, wie nach Nahrung und allen möglichen äußeren Einflüssen in hohem Grade ab, und über die streng wissenschaftliche Zugehörigkeit des Winanishe zu der einen oder anderen Art sind die Akten noch nicht geschlossen. Seine Wanderung erstreckt sich nicht bis zum Meer; die gewaltigen Fälle und Schnellen in den Zuflüssen des St. Johns-Sees dürften selbst diesem kräftigen Fisch die Rückkehr verbieten. Er wandert vom See aus sowohl ein Stück südwärts in dessen Ausfluß hinab als auch nordwärts in die einströmenden Flüsse hinauf,

bis zu den Seen, worin diese ihren Durchzug nehmen. Ueberall findet der Angler reiche Beute, besonders bei den Carcajoufällen, an der Maligneinsel und bei den schwarzen Föhren auf letzterem Eiland.

Schon wird aber auch in diesen abgelegenen Gebieten die Klage laut, daß der Fischreichtum sich vermindert. Die fortschreitende Besiedelung des Landes und die im St. Johns-See mit Netzen betriebene Fischerei tragen, zusammen mit der durch Eisenbahnversendung ermöglichten größeren Verwertbarkeit des Fisches, dazu bei, daß auch dort der köstliche Fisch immer mehr verschwindet. Die Riesenexemplare von zwölf Pfund, die man früher in den Gasthöfen vorgesetzt bekam, sind längst verschwunden; schon sechspfündige Fische sind sehr selten geworden.

Bei uns zu Lande ist infolge der steigenden Bodenkultur und der zunehmenden Einwohnerzahl schon seit langem eine stetige Verminderung des Fischreichtums zu verzeichnen.

Es hat sich längst herausgestellt, daß ohne eine streng rationelle Bewirtschaftung unsere Gewässer ebensowenig wie die Aecker im stande sind, der so gewaltig anwachsenden Menschenmenge die nötige Nahrung zu liefern. Deswegen ist in neuerer Zeit zu der seit Jahrhunderten bewährten Teichwirtschaft hauptsächlich für die Vermehrung der lachsartigen Fische, wie Lachse, Forellen, Aeschen und Maränen, die sogenannte künstliche Fischzucht getreten, die an vielen Orten schon ganz bedeutende Ergebnisse geliefert hat.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bereits rief die sichtliche Verminderung der geschätzten Bachforelle in den Gewässern der Vogesen, des Schwarzwaldes und der Schweiz infolge einer unvernünftigen Raubfischerei den Wunsch wach, auf eine Zunahme des Fischbestandes hinzuwirken. Die auf künstlicher Befruchtung und Ausbrütung der Eier beruhende künstliche Fischzucht ist eine Entdeckung des ehemaligen Offiziers und späteren Oekonomen Stephan

Ludwig Jacobi († 1784), der sie an der Forelle erprobte und sein Verfahren dann im „Hannoverschen Magazin" von 1765 veröffentlicht hatte. Die Sache blieb damals aber fast gänzlich unbeachtet, und so kam es, daß die künstliche Fischzucht infolge der Anregung des verdienten französischen Embryologen Coste und der auf seine Veranlassung von Napoleon III. im Jahre 1851 zu Hüningen im Oberelsaß angelegten großen Fischzuchtanstalt die gebührende Beachtung und eine von Jahr zu Jahr steigende Verbreitung gefunden hat. Die eben genannte Anstalt ist seit der Zurückgewinnung des Elsaß deutscher Besitz geworden; sie stellt ein wirkliches Musterinstitut dar, das für die neueren Bestrebungen zur Hebung der Fischzucht, sowie für die Errichtung weiterer Anstalten der gleichen Art in vieler Beziehung tonangebend geworden ist. Jahraus, jahrein gehen gegenwärtig aus den verschiedenen Fischzuchtanstalten viele Millionen befruchteter Eier nach den verschiedensten Landesteilen wie nach dem Auslande, um deren fischarm gewordene Süßwasser aufs neue mit Edelfischen zu versorgen.

Die Fischzuchtanstalten befinden sich teils in Privathänden, teils sind sie staatlichen Charakters und dann häufig als Nebenbetriebszweig der Forstverwaltung zugeteilt. Ihre Aufgabe besteht in der Gewinnung des Fischlaiches, der künstlichen Befruchtung der Eier oder des Rogens, der Aufzucht der ausgeschlüpften Brut und ihrer schließlichen Ueberführung in andere Gewässer. Die lachsartigen Fische, die man vorwiegend züchtet, weil sie am besten bezahlt werden, erzeugen größere, aber bedeutend weniger Eier als die karpfenartigen. Sie legen sie größtenteils während der kalten Jahreszeit ab, und da die Entwickelung der Eier mehrere Monate in Anspruch nimmt, sind sie viel größeren Gefahren ausgesetzt, weshalb ein viel erheblicherer Prozentsatz zu Grunde geht als von den sich rasch entwickelnden Arten der Sommerlaichfische.

Die Befruchtung der Fiſcheier oder des Rogens durch die ſogenannte Milch der Männchen geht erſt nach ihrer Ablage ins Waſſer vor ſich, und infolgedeſſen ſtehen einer künſtlichen Befruchtung keinerlei Schwierigkeiten im Wege. Man fängt die legereifen Eier, die in der Laichzeit bei gelindem Druck aus dem Leibe des Weibchens in einem Strahle hervorquellen, am beſten in einer trockenen Schale auf und vermiſcht ſie ohne Waſſerzuſatz mit der Milch eines reifen Männchens, wobei für einen Suppenteller voll Eier ein Theelöffel voll Milch ausreicht. Durch Umrühren mit dem Finger oder mit einer Federfahne wird für gründliche Durcheinandermengung geſorgt, und hierauf etwas Waſſer zugeſetzt. Dieſes ſaugen die Eierchen durch ihre poröſe Schale nebſt den darin ſchwimmenden Samenkörperchen der Milch auf, quellen infolgedeſſen ſtark auf und werden ſo befruchtet. Dies iſt die ſogenannte trockene Befruchtungsweiſe, bei der man günſtigere Ergebniſſe erzielt als bei der älteren feuchten; hierbei werden Eier und Milch gleichzeitig oder nacheinander in ein Gefäß mit Waſſer geſchüttet.

Die befruchteten Eier kann man nun ohne weiteres an paſſenden Stellen ins Waſſer werfen; bedeutend vorteilhafter iſt es jedoch, ſie in Brutanſtalten, wo ſie vor allen Fährlichkeiten geſchützt ſind, auszubrüten. Es bedarf dazu weder großer noch koſtſpieliger Räume, ſondern es genügt jeder froſtfreie Raum, in den fließendes Waſſer geleitet werden kann, ein Keller, ein Verſchlag in einem Viehſtall und dergleichen; Zehntauſende von Eiern können auf einem Quadratmeter Raum ausgebrütet werden.

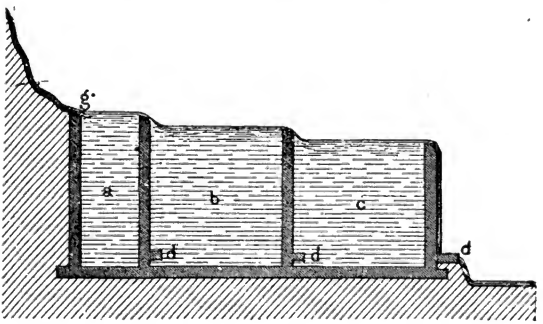
Ehe wir jedoch die Einrichtungen in den künſtlichen Brutanſtalten ſchildern, dürfte es angezeigt ſein, einen Blick auf die Vorkehrungen im Freien zu werfen, die man beſonders im Schwarzwald und im Elſaß vielfach getroffen hat, um die Bäche und Flüſſe von neuem mit Forellen zu bevölkern. Beinahe an allen laufenden Gewäſſern des Schwarzwaldes

den Zugang zu den Laichſtellen mit Tannenreiſern. — Beim Ausſchlüpfen aus dem Ei tragen die noch ganz durchſichtigen Fiſchlein am Halſe eine große Blaſe, den Dotterſack, der den Reſt des Eidotters enthält und allmählich aufgezehrt wird. Sobald dies geſchehen, bringt man ſie in 5 bis 10 Meter lange und 1 Meter breite Gräben, in denen das Waſſer 25 Centimeter hoch ſteht. Der Grund iſt mit Brunnenkreſſe bepflanzt, um der jungen Brut während dieſer erſten Phaſe ihrer Entwickelung den nötigen Schutz zu gewähren. Im zweiten Jahre kommen ſie in einen tiefer gelegenen Graben, während ſie im dritten ins freie Waſſer der Bäche und Flüſſe hinausgehen oder als Tafelfiſche nach größeren und tieferen Teichen gebracht werden, in denen man ſie füttert. Es werden große Fleiſchſtücke von gefallenen Tieren, zum Beiſpiel Pferdefleiſch, auf mitten im Teiche ſtehende Pfähle gehängt, ſo daß ſie ſich gerade über dem Waſſerſpiegel befinden. Die ſich darin bildenden Larven fallen ins Waſſer und werden von den jungen Forellen mit Gier verſchlungen. Zu beachten iſt, daß man niemals Forellen von allzu verſchiedener Größe zuſammenbringen darf, weil die großen dann die kleinen auffreſſen. In jenen natürlich fließenden Gewäſſern züchtet man auch Kaulköpfe neben den Forellen, als Futter für letztere.

Wenn es in den Bächen keine alten Forellen mehr giebt, oder ſolche zur Nachzucht ſchwer aufzutreiben ſind, läßt man aus der Hüninger Fiſchzuchtanſtalt befruchtete Eier kommen, die in Brutkäſten geſetzt und ausgebrütet werden. Dieſe Brutkäſten, von denen wir auf Seite 120 einen Durchſchnitt und auf Seite 121 einen Grundriß bringen, beſtehen aus Sandſteinplatten, die unmittelbar am Fuße der dem Felsgeſtein entſpringenden Quellen angelegt werden; ſie ſind 1 Meter breit, 2 Meter lang und 50 Centimeter tief. Man hat zahlreiche verſchiedene Arten. Das vorgeführte Modell

man ihn mit der Milch eines auf gleiche Weiſe behandelten Männchens und übergiebt dann die befruchteten Eier den Brutapparaten. Die Fiſche können wieder in die Behälter gebracht und zur neuen Zucht benutzt werden. Das Schwierigſte bei der künſtlichen Fiſchzucht iſt die Entwickelung der Eier und die Aufzucht der kleinen Fiſchchen.

Die Brutapparate ſind ſehr verſchieden, je nach dem Umfange der Fiſchzuchtanlage, nach der Art der Fiſche, dem

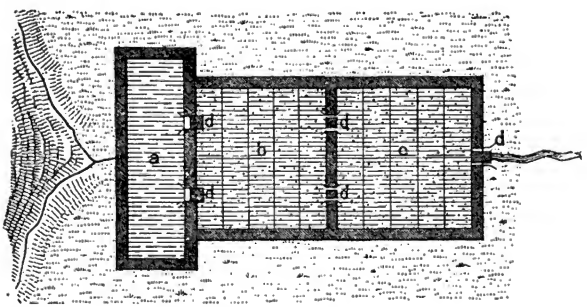


Durchſchnitt eines Brutkaſtens.

Standort der Anſtalt und anderen Umſtänden. In kleineren Anſtalten benutzt man meiſt die ſogenannten kaliforniſchen Bruttröge verſchiedenen Syſtems, in großen umfangreichere Vorrichtungen. Wir veranſchaulichen auf Seite 123 von letzteren die Ausbrütung der Fiſcheier in offenen Behältern und auf Seite 125 ſolche in Gefällapparaten. In beiden Räumen ſind die ſogenannten Brutkacheln oder Coſteſchen Kacheln, längliche Tröge aus Ton, auf Geſtellen derartig reihenweiſe und terraſſenförmig aufgeſtellt, daß das mittels einer Röhre in den oberſten Trog geleitete Waſſer durch Schnäbel von einem Behälter in den anderen überläuft, bevor es am Ende abfließt. Die Tröge ſind je 50 Centimeter lang, 15 Centimeter breit und ebenſo tief. Sie haben im Innern

vier Vorsprünge, welche die Röste tragen, über denen das Wasser ungefähr 5 Centimeter hoch steht. Diese Röste bestehen aus hölzernen Rahmen mit dicht aneinandergereihten gläsernen Querstäben, auf denen die Eier lagern, und die dem Wasser gestatten, letztere an ihrer ganzen Oberfläche zu bespülen.

Neuerdings benutzt man mehr die sogenannten Brüttische, lange, in Tischhöhe angebrachte Tröge von mehreren



Grundriss eines Brutkastens.

Metern Länge, 30 Centimeter Breite und 15 Centimeter Tiefe, durch die das Brütwasser gleichfalls der Länge nach hindurchströmt. Die Eier müssen darin auf viereckigen Siebtellern aus verzinktem Drahtgewebe mit 1 Centimeter hohem Rand in einfacher Schicht gelagert werden. Auch hierbei sind die Siebe so aufzustellen, daß das Wasser über und unter ihnen fortfließt, die Eier also von allen Seiten umspült. Bei sehr reichlichem Wasserzufluß können die Siebe auch mehrfach übereinander gestellt werden, solange noch keine Fischchen ausschlüpfen.

Wenn man nicht sofort über geeignetes Brütwasser verfügt, so kann man die Eier vorläufig in sogenannten Eisbrütschränken halten, in denen sie sich auch entwickeln. Man

breitet sie darin auf viereckigen, mit Leinwand oder Baumwollzeug bespannten Rahmen in einfacher Schicht aus; solche Rahmen werden dann etwa zu zehn Stück übereinander in einen Holzkasten geschoben, und darüber eine tiefere, mit Eis gefüllte Schublade gestellt. In einem kühlen, jedoch frostfreien Raume werden Rahmen und Eier durch das abtropfende Schmelzwasser genügend feucht gehalten; ein längeres Belassen in solchen Eisbrütschränken kann indessen nicht gutgeheißen werden.

Die Eier müssen in den Brutapparaten jeglicher Art täglich nachgesehen und die abgestorbenen, die an ihrer weißen Farbe leicht kenntlich sind, mit einer Pinzette entfernt werden, damit sie nicht durch Fäulnis und Pilzbildung die übrigen gefährden. Sobald sie so weit entwickelt sind, daß die Augen des Fischleins als schwarze Punkte sichtbar werden, lassen sie sich bereits, in feuchtes Moos oder Watte verpackt, ohne Gefahr weit verschicken. Zum Ausschlüpfen brauchen die Eier der Winterlaichfische je nach der Temperatur des Wassers eine Frist von zwei bis zu fünf Monaten; die Brütezeit der Sommerlaichfische dagegen beträgt nur eine bis drei Wochen.

Für die Sommerlaichfische ist aber die künstliche Befruchtung der Eier eine andere wie die vorstehend geschilderte der Winterlaichfische. Die Eier der ersteren bleiben nämlich im Wasser an allen Gegenständen, mit denen sie in Berührung kommen, fest kleben. Sie würden daher, wenn man sie einfach ins Wasser schüttete, zu einem Klumpen zusammenbacken, von dem bloß die an der Oberfläche befindlichen sich entwickeln, die inneren hingegen ersticken würden. Die trocken befruchteten Eier müssen daher in einem freien Strahl auf in das Wasser gelegte Wasserpflanzen geschüttet werden, an deren Blättern sie ankleben. Diese Pflanzen können dann in schwimmende Weidenkörbe gelegt werden, in denen die Eier vor allen Feinden ge-

schützt sind; die ausschlüpfenden Jungen kriechen dann allmählich durch die Ritzen der Körbe ins freie Wasser. Auch der auf natürliche Weise an Pflanzen und Kräutern abgelegte Laich läßt sich leicht sammeln und in solche Körbe legen, um sich ungestört darin zu entwickeln.

Der oben erwähnte Dottersack der ausgeschlüpften Fischlein ist bei Forellen und Lachsen verhältnismäßig sehr groß und schwer und hält die Tierchen dadurch am Boden fest, bis er nach einigen Wochen verschwindet. Bei den Maränen ist er von vornherein bedeutend kleiner, so daß sie schon bald nach dem Ausschlüpfen an die Oberfläche gelangen. Der Nahrung bedürfen die Fischchen erst nach der Aufzehrung des Dottersackes und müssen dann in Gewässer gebracht werden, in denen sie solche finden. Man hatte sich früher von einer Aufzucht in geschlossenen Räumen mit natürlichem oder künstlichem Futter ganz besonders viel versprochen; sie hat aber höchst unbefriedigende Ergebnisse geliefert. Wohl aber empfiehlt es sich sehr, die Jungfische nicht sofort nach dem Verschwinden der Dotterblase in freie Gewässer gelangen zu lassen, sondern sie vielmehr erst einige Monate in Aufzuchtgräben oder Teichen zu halten, um sie dadurch wenigstens vor den schlimmsten, in so früher Jugend drohenden Gefahren zu sichern.

Lachse muß man hernach in geeignete Flüsse versetzen, da sie zu ihrer vollen Entwickelung nach dem Meere wandern müssen, aus dem sie erst nach drei bis vier Jahren zum Laichen wieder zu den Gewässern heimkehren, in die sie eingesetzt wurden. Forellen- und Maränen lassen sich gleich den Saiblingen und verwandten Arten mit großem Vorteil in Teichen aufziehen; letztere bedürfen jedoch größerer Tiefe als die Karpfenlaiche und müssen von kühlem, möglichst stark fließendem Wasser gespeist werden. Zumal in kleinen Bächen mit starkem Gefälle lassen sich solche Forellenlaiche mittels Stauung leicht herstellen. Von den erwachsenen

Tieren kann man dann in der Laichzeit Milch und Rogen zur künſtlichen Befruchtung und Erbrütung nehmen.

Die Hüninger Fiſchbrutanſtalt liefert außer der jungen Brut von Salmen und kleineren Lachsarten Eier und junge Brut von Forellen und Felchen u. ſ. w. Von den durch das Inſtitut gemachten Akklimatiſationsverſuchen ſind als völlig gelungen beſonders die mit dem kaliforniſchen Salm, einer von der unſeren ganz verſchiedenen amerikaniſchen Forelle, und mit dem deutſchen Zander hervorzuheben.

Angeſichts der hohen volkswirtſchaftlichen Bedeutung, die der Fiſcherei unfraglich zuerkannt werden muß, verdient die künſtliche Fiſchzucht als eines der bedeutſamſten und augenfälligſten Fortſchritte in der praktiſchen Ausnützung der Naturwiſſenſchaft die wärmſte Anerkennung und Aufmerkſamkeit.

Des Nächsten Weib.

Erzählung von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Das ungefähr ist es, was ich von meinem Sekretär verlangen müßte. Sagen Sie mir nunmehr ganz aufrichtig, Herr Helmbrecht, ob Sie sich den Anforderungen der Stellung gewachsen fühlen."

Der junge Mann, an den Doktor Philipp Langhof diese Worte gerichtet hatte, verneigte sich zustimmend. Er konnte noch nicht weit über die Mitte der Zwanzig hinaus sein und hatte ein offenes Gesicht, das schon auf den ersten Blick für ihn einnahm, auch seine Manieren waren die eines wohlerzogenen Mannes.

„Ich hoffe es, Herr Doktor," sagte er. „Und ich werde mich jedenfalls bemühen, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

„Können Sie mir Zeugnisse über Ihre bisherige Thätigkeit vorlegen?"

Rudolf Helmbrecht überreichte dem Fragenden einige schon bereit gehaltene Papiere, und aufmerksam prüfte der Gelehrte ihren Inhalt.

„Das alles klingt ja sehr günstig," sagte er, sich wieder dem Bewerber zuwendend. „Aber weshalb, da Sie

doch von Haus aus Kaufmann sind, bemühen Sie sich nicht lieber um eine angemessene Beschäftigung in Ihrem eigentlichen Beruf?"

„Ich habe es seit drei Monaten vergeblich gethan. Alle bisherigen Stellungen verlor ich infolge meiner Erkrankung an einem hartnäckigen rheumatischen Leiden, das ich mir während meiner Lehrzeit in dem zugigen Warenspeicher zugezogen habe, und das sich seither schon dreimal wieder eingestellt hat."

„Ihre Aufrichtigkeit macht Ihnen alle Ehre, aber ich kann nicht verhehlen, daß ein etwaiger Rückfall auch mich in arge Verlegenheit bringen würde. Wie ich Ihnen schon sagte, bedarf ich der Dienste eines Privatsekretärs für die Vollendung eines größeren wissenschaftlichen Werkes, dessen Erscheinen an einen bestimmten und nicht mehr fernen Termin gebunden ist. Jede Unterbrechung müßte die rechtzeitige Fertigstellung ernstlich gefährden. Denn selbst wenn ich sofort einen Ersatz fände, würde ich doch immer eine gewisse Zeit brauchen, um mich mit einem neuen Sekretär richtig einzuarbeiten."

Der junge Mann sah vor sich nieder. Und mit zuckenden Lippen erwiderte er: „Ein bindendes Versprechen, daß ich gesund bleiben werde, vermag ich Ihnen allerdings nicht zu geben, Herr Doktor. Wenn Ihnen daher das Wagnis zu groß erscheint —"

Er vollendete nicht. Aber auf seinem tiefbekümmerten Antlitz war es deutlich zu lesen, wie schmerzlich die neue Enttäuschung ihn getroffen hatte. Doktor Langhof strich nachdenklich seinen blonden Bart. Und je länger er den vor ihm Stehenden betrachtete, desto augenfälliger milderte ein Ausdruck der Teilnahme den bisherigen Ernst seiner Züge.

„Sie sind seit Monaten ohne Verdienst, Herr Helmbrecht? Und Sie befinden sich demzufolge vielleicht in bedrängter Lage?"

„Was mir die koſtſpielige Krankheit von meinen kleinen Erſparniſſen übrig gelaſſen hatte, iſt ſeit acht Tagen vollſtändig aufgezehrt, Herr Doktor.“

„Das iſt allerdings ſchlimm. Aber unter den übrigen Bewerbern ſind viele, denen es offenbar nicht beſſer ergeht als Ihnen, noch dazu verheiratete, und ich möchte nicht gern ungerecht ſein. Sind Sie verheiratet?“

An der Beantwortung dieſer Frage hing ohne allen Zweifel die Entſcheidung. Dem Verheirateten würde Doktor Langhof den Vorzug geben. Und Rudolf Helmbrecht nickte errötend.

„Nun wohl, ſo wollen wir es miteinander verſuchen,“ ſagte der Gelehrte. „Ein lediger Menſch ſchlägt ſich am Ende immer durch, wer aber zugleich noch die Verantwortung für eine Familie auf ſeinen Schultern trägt, mag wohl unter der Laſt des Unglücks zuſammenbrechen. Und ich hatte mir auch aus anderen Gründen vorgenommen, nur einen verheirateten Sekretär zu engagieren. Ich werde Ihnen alſo monatlich hundertundfünfzig Mark zahlen, und Sie können Ihre Thätigkeit ſchon morgen beginnen. Sind Sie damit einverſtanden?“

Der junge Mann war augenſcheinlich ganz überwältigt von dem kaum erhofften Glück.

„Es iſt viel mehr, als ich zu beanſpruchen gewagt hätte, Herr Doktor,“ ſtammelte er. „Und ich — ich fühle mich geradezu beſchämt von Ihrer Güte.“

„Keinen Dank, wenn ich bitten darf. Sie ſollen ja nur erhalten, was Sie verdienen. Quittieren Sie mir gefälligſt einen Vorſchuß von hundert Mark, und eilen Sie dann, Ihrer Frau die gute Neuigkeit zu überbringen. Sie wird wohl mit Ungeduld Ihre Heimkehr erwarten.“

Rudolf Helmbrecht leiſtete mit zitternden Fingern, die erſichtlich kaum die Feder zu halten vermochten, die verlangte Quittung. Dann, nachdem er das Geld in Empfang

genommen hatte, empfahl er sich rasch. Doktor Langhof sah zwei Minuten später vom Fenster seines Studierzimmers aus, wie er schnellen Schrittes, aber mit tief gesenktem Haupte die Straße hinabging.

„Mir scheint, daß es wirklich hohe Zeit war für den armen Menschen," sagte er bei sich selbst. Und dann klingelte er nach seinem Diener.

„Den Herren, die sich etwa noch auf das Sekretärgesuch melden sollten, können Sie mitteilen, die Stelle sei besetzt."

— — — — — — — — — — — —

Pünktlich auf die Minute stellte sich Rudolf Helmbrecht am nächsten Morgen ein, und der Doktor konnte sich bald überzeugen, daß ihm der junge Mann über seine Kenntnisse und Fähigkeiten nur die volle Wahrheit gesagt hatte. Die Arbeit war nicht leicht; aber der neue Privatsekretär zeigte sich seiner Aufgabe vollständig gewachsen, und am Schlusse des ersten Tagewerkes hielt Doktor Langhof mit seiner Anerkennung nicht zurück.

„Ich freue mich, meine Erwartungen erfüllt zu sehen," sagte er, „aber ich wußte von vornherein, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht haben würde. Ihre Offenheit hat mich gewonnen. Denn nichts auf der Welt ist mir so sehr verhaßt als Unaufrichtigkeit. Und eine einzige Lüge könnte mich auf immer selbst von einem herzlich geliebten Menschen scheiden."

Helmbrecht, der eben mit dem Ordnen der losen Manuskriptblätter beschäftigt war, brachte sein Gesicht dem Papier so nahe, als würde er durch eine hochgradige Kurzsichtigkeit gehindert, die Seitenzahlen zu erkennen. Als er sich nach einer Weile aufrichtete, war eine brennende Röte auf seinen Wangen.

„Haben Sie für heute noch weitere Befehle für mich, Herr Doktor?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Nein. Ihre Abendstunden gehören Ihrer jungen Frau, der Sie mich unbekannterweise empfehlen mögen.“

Der Sekretär murmelte etwas Unverständliches, verbeugte sich und ging zur Thür. Auf der Schwelle aber blieb er noch einmal stehen und räusperte sich ein paarmal wie jemand, der etwas sagen will, ohne den rechten Mut dazu zu finden.

„Nun?“ kam ihm Doktor Langhof freundlich zu Hilfe. „Haben Sie noch irgend etwas auf dem Herzen?“

Zaghaft erhob Helmbrecht die Augen zu dem Antlitz des Gelehrten. Aber die ernsten Züge und die tiefe Falte auf der hohen Stirn schienen ihn vollends zu entmutigen.

„Nein, Herr Doktor. Ich — ich wollte nur fragen, ob ich mich morgen um die nämliche Stunde einfinden soll wie heute.“

Er erhielt den gewünschten Bescheid und ging.

An den folgenden Tagen aber wurde zwischen ihm und seinem neuen Brotherrn von nichts anderem mehr gesprochen als von der wichtigen Arbeit, mit der beide beschäftigt waren. Denn Doktor Langhof gehörte nicht zu den redseligen Leuten. Und es war zuweilen etwas geradezu Menschenfeindliches in seiner Verschlossenheit. Rudolf Helmbrecht hatte ihn seinem Aussehen und seinem Wesen nach für einen Vierziger gehalten, und er war überrascht, als er durch einen Zufall erfuhr, daß der Doktor erst zweiunddreißig Jahre zählte. Nach und nach aber glaubte er aus mancherlei kleinen Anzeichen die Ursache seiner Wortkargheit und seines fast schwermütigen Ernstes zu erraten. Auf dem Schreibtisch des Gelehrten stand das Bildnis einer schönen jungen Frau. Von dem Diener hatte Rudolf gelegentlich erfahren, daß es des Doktors Gattin gewesen sei, und daß er sie vor zwei Jahren in der Blüte ihrer Jugend habe begraben müssen. Die Trauer um die so früh Dahingeschiedene also war es, die sein

Gemüt umdüſterte. Und die einzigen Sonnenblicke, welche dies ſtille Daſein erhellten, ſtrahlten aus zwei blauen Kinderaugen, die ganz den Augen des Frauenbildniſſes auf dem Schreibtiſch glichen.

Jedesmal, wenn die kleine Elſa ins Studierzimmer ſchlüpfte, wurde es für ein Weilchen hell um den einſamen Mann. Das drollige Geplauder des Kindes allein vermochte für flüchtige Minuten die Schatten von ſeinem Antlitz zu verſcheuchen.

Er liebte das Kind mit Zärtlichkeit, aber er hatte nicht das rechte Talent, der Kleinen dieſe Liebe zu offenbaren. Und die fünfjährige Elſa ſchien eine gewiſſe Scheu vor dem hohen, ernſten Manne und ſeiner düſteren Studierſtube niemals ganz zu überwinden. Kam ſie auch herein wie ein luſtig zwitſchender kleiner Vogel, ſo verſtummte ſie doch in der Regel ſehr bald und warf ſchon nach Ablauf der erſten fünf Minuten ſehnſüchtige Blicke auf die Thür. Sobald er einen dieſer Blicke auffing, führte der Vater ſelbſt ſie mit gütigen Worten hinaus. Aber ſeine Miene war dann jedesmal noch düſterer als zuvor.

Das alles hatte Rudolf Helmbrecht während der erſten Wochen ſeiner Thätigkeit beobachtet. Und er hatte noch mehr geſehen als das. Er hatte wahrgenommen, daß Philipp Langhof zwar ein edler und hochſinniger, doch auch ein unerbittlich ſtrenger Mann war. Mit vollen Händen gab er von ſeinem Ueberfluß, ſolange er die Stiefkinder des Glückes, die ſich in ihrer Not an ihn gewendet, nicht auf einer Unwahrheit ertappen mußte. Aber wer ihn einmal belogen hatte, der war für ihn nicht mehr vorhanden. Und wie er ſelbſt im Reden und Handeln ehrlich und aufrichtig war bis zum Aeußerſten, ſo forderte er ein Gleiches auch von jedem in ſeiner Umgebung. Rudolf konnte nicht daran zweifeln, daß er im vollſten Maße das Wohlwollen des Doktors beſaß; aber er durfte ſich ebenſowenig einer

Täuſchung darüber hingeben, daß er es in demſelben Augenblick, wo er ſich bei einer Unaufrichtigkeit betreten ließ, für alle Zeiten verſcherzt haben würde.

Um ſeine Privatangelegenheiten hatte ihn Langhof nach ſeiner erſten Unterredung nicht wieder befragt, und aus eigenem Antrieb hatte der Sekretär nicht darüber geſprochen. Einmal aber, ungefähr drei Wochen nachdem er ſeine Stellung angetreten, fügte es doch ein Zufall, daß ihrer Erwähnung geſchah.

Doktor Langhof hatte ſeit Jahren die Gewohnheit, des Abends ausgedehnte, einſame Spaziergänge zu unternehmen. Und bei einem dieſer Spaziergänge, der ihn in die ziemlich menſchenleeren Anlagen des Stadtgartens geführt hatte, ſtieß er auf ein Arm in Arm dahinwandelndes jugendliches Menſchenpaar, deſſen männlicher Teil ſein Privatſekretär war.

„Ah, guten Abend, Herr Helmbrecht!“ ſagte der Doktor freundlich. „Möchten Sie nicht die Güte haben, mich Ihrer Gattin vorzuſtellen?“

Nie in ſeinem Leben hatte der ſonſt ſo wohlerzogene junge Mann eine Vorſtellung ungeſchickter bewirkt als dieſe. Philipp Langhof aber überſah taktvoll ſeine ſonderbare Verlegenheit und wandte ſich mit einer artigen Bemerkung an deſſen Begleiterin, deren ſchlanke, noch ganz mädchenhafte Formen und anmutigen Züge ſein lebhaftes Wohlgefallen erregten.

„Ich freue mich, Ihnen ausſprechen zu können, Frau Helmbrecht,“ ſagte er, bevor er ſich zum Weitergehen wandte, „daß Ihr Gatte mir bereits ein beinahe unentbehrlicher Mitarbeiter geworden iſt. Es iſt nichts als kraſſer Eigennutz, wenn ich ſeine Geſundheit Ihrer ganz beſonderen Obhut und Sorgfalt empfehle.“

Er verabſchiedete ſich herzlich. Aber während er ſeinen Weg fortſetzte, ſagte er mit einem leiſen Gefühl der Weh-

mut zu sich selbst: „Eine sehr überflüssige Empfehlung vermutlich! Denn von diesen glücklichen jungen Menschenkindern lebt ja sicherlich eines nur für das andere. Wie beneidenswert sie doch sind in ihren kleinen Sorgen und ihrer großen Seligkeit!“

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen saß Rudolf Helmbrecht schon bei seiner Arbeit, als Doktor Langhof das Studierzimmer betrat. Der Sekretär war heute auffallend unruhig und vermied es beharrlich, dem Blick des Doktors zu begegnen.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, lieber Helmbrecht,“ sagte letzterer freundlich, „Ihre junge Frau ist wirklich reizend.“

Der Sekretär wurde brennend rot, schluckte ein paarmal und stieß dann gepreßt hervor: „Herr Doktor, ich — ich möchte Sie bitten, meine —“

Weiter kam er nicht. Und Langhof fragte verwundert: „Nun, mein Lieber, was ist's? Haben Sie mir etwas zu sagen?“

Ohne daß er sich dessen bewußt geworden wäre, hatten seine Miene wie seine Stimme wieder ihren gewöhnlichen Ernst angenommen. Und wenn Rudolf Helmbrecht die Absicht gehabt hatte, ihm irgend ein Geständnis zu machen, so war ihm dadurch wieder aller Mut geraubt. Mühsam kam er mit einer ganz belanglosen Frage zum Vorschein. Und nach ihrer Beantwortung nahmen sie die gemeinsame Arbeit auf, die keine Unterhaltung über Privatangelegenheiten gestattete.

Der Sekretär aber war heute von einer Zerstreutheit, die er sonst niemals gezeigt hatte. Und statt die Augen auf sein Manuskript zu richten, starrte er oft lange wie geistesabwesend auf den schmalen, blinkenden Reif, der den Ringfinger seiner Rechten schmückte.

2.

Wieder war eine Woche vergangen, und Doktor Langhof, den das rüstige Fortschreiten seines Werkes mit gesteigerter Arbeitslust erfüllt hatte, harrte in der Morgenfrühe wie immer auf das Erscheinen seines Sekretärs.

Aber die festgesetzte Stunde verstrich, ohne daß er sich eingefunden hätte. Und wohl schon ein dutzendmal hatte der Gelehrte ungeduldig sein Studierzimmer durchschritten, als der Diener die Ankunft einer Dame meldete, die den Herrn Doktor in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Lassen Sie sie eintreten!“ befahl Langhof. Und die unangenehme Ahnung, die ihn sogleich beschlichen hatte, wurde zur Gewißheit, als er in der schlanken Frauengestalt auf den ersten Blick die schöne Begleiterin seines Privatsekretärs auf dem abendlichen Spaziergang im Stadtpark erkannte.

„Ah, Frau Helmbrecht! Sie bringen mir doch nicht etwa schlimme Nachrichten von Ihrem Gatten?“

„Leider ja, Herr Doktor,“ erwiderte sie ernst. „Rudolf war schon während der beiden letzten Tage unwohl, aber er hatte sich bemüht, es zu verbergen, weil er noch immer hoffte, der Anfall würde vorübergehen. In dieser Nacht aber verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er nicht daran denken darf, das Bett zu verlassen. Nach dem Urteil des Arztes wird er selbst bei günstigem Verlauf erst nach fünf oder sechs Wochen seine volle Arbeitsfähigkeit wieder gewinnen.“

„Das ist freilich sehr betrübend für Sie, sehr unangenehm für mich,“ sagte Langhof.

„Ich weiß es, Herr Doktor. Auch Rudolf leidet sehr unter dem Gedanken, welche Verlegenheit Ihnen seine Krankheit bereitet. Und er würde das neue Mißgeschick gewiß

viel leichter ertragen, wenn Sie sich entschließen könnten, mich einstweilen seine Stelle vertreten zu lassen."

„Sie, Frau Helmbrecht? Aber das ist ja doch kaum möglich — aus den verschiedensten Gründen."

„Ich bin nicht ganz unwissend und habe auch schon vorübergehend eine ähnliche Stelle innegehabt."

Langhof schaute sie überrascht an. Ihr feingeschnittenes, kluges und energisches Gesicht sagte ihm, daß diese Frau sicherlich nichts auf sich nehmen würde, für das sie sich nicht stark genug fühlte. Und der Gedanke, sie zur Mitarbeiterin zu erhalten, gewann für ihn plötzlich einen lockenden Reiz. Aber er war doch verständig genug, ihn sogleich wieder von sich abzuweisen.

„Ihre Bereitwilligkeit, verehrte Frau Helmbrecht, mir über die kleine Verlegenheit hinwegzuhelfen, verpflichtet mich zu aufrichtigem Dank. Aber ich darf selbstverständlich nicht daran denken, Ihren freundlichen Vorschlag anzunehmen. Ihr Platz ist jetzt einzig bei Ihrem kranken Mann, dem Sie als Pflegerin unentbehrlich sind. Sein Gehalt werde ich ihm während der Dauer der Verhinderung weiter zahlen, auch wenn ich genötigt sein sollte, mich nach einem Stellvertreter umzuthun."

Aber die junge Dame gab sich mit dieser freundlich-bestimmten Abweisung noch nicht zufrieden. Der Kranke würde ihrer Versicherung nach nicht darunter leiden, wenn sie während einiger Stunden des Tages nicht um ihn sei, es würde ihm auch während ihrer Abwesenheit nicht an der erforderlichen Wartung mangeln. Im übrigen aber solle sich's ja auch vorläufig nur um einen Versuch handeln, den man jederzeit wieder abbrechen könne, wenn er sich aus dem einen oder dem anderen Grunde als undurchführbar erwiese.

Des Doktors Einwendungen wurden schwächer; aber vielleicht würden seine Bedenken doch den Sieg davongetragen haben über die Versuchung, wenn nicht ein un-

vorhergesehenes Ereignis die Entscheidung herbeigeführt hätte. Während sie miteinander sprachen, hatte sich nämlich leise die Thür des Arbeitszimmers geöffnet, und ein goldblondes Kinderköpfchen hatte, von ihnen zunächst unbemerkt, durch die Spalte gelugt. Die Anwesenheit der fremden Dame hielt die kleine Elsa ab, nach ihrer sonstigen Gewohnheit sogleich auf den Vater zuzueilen; aber das gewinnende Aeußere der Unbekannten oder vielleicht auch der angenehme Klang ihrer Stimme halfen ihr rasch, die anfängliche Schüchternheit zu überwinden. Und plötzlich, zur nicht geringen Ueberraschung der beiden, stand sie dicht neben der Besucherin, ihr mit beiden Händen eine kleine, etwas zerzauste Puppe entgegenhaltend.

„Schau, das ist meine Lisbeth! Ist sie nicht wunderschön?"

„Aber, Elsa!" rief der Doktor mahnend, da er meinte, daß die junge Frau in ihrer gegenwärtigen Gemütsstimmung durch das Kind belästigt werden müsse. Sie aber warf ihm einen bittenden Blick zu und zog die Kleine, die sich durchaus nicht sträubte, vollends zu sich heran. So herzlich und mit so feinem Verständnis für die Ideenwelt einer Kinderseele wußte sie zu ihr zu sprechen, daß sie sich augenscheinlich sofort Elsas rückhaltloses Vertrauen gewonnen hatte, und daß Philipp Langhof dem Geplauder der beiden mit wachsendem Erstaunen zuhörte, als lerne er sein Kind da mit einemmal von einer ganz neuen Seite kennen. Um nichts in der Welt hätte er dies Gespräch unterbrochen, das ihn mit aufrichtigem Entzücken erfüllte. Und er bedauerte, daß es schon so bald ein Ende erreichte.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor!" sagte die Besucherin mit einem reizenden Lächeln. „Aber ich hatte mich ganz vergessen. Und nun — wollen Sie mich wirklich mit einem ablehnenden Bescheide fortschicken?"

„Nein, nicht fortgehen!" kam Elsa mit großer Ent-

ſchiedenheit der Antwort ihres Vaters zuvor. „Du ſollſt hier bleiben, ich hab' dich lieb!"

„Ich muß wohl nachgeben, nachdem Sie eine ſo wirkſame Unterſtützung gefunden haben," erwiderte der Doktor. „Aber mein Gewiſſen beunruhigt mich freilich noch immer. Weiß ich doch nicht einmal, ob es nur der Gatte iſt, dem ich Sie damit entziehe. Sie haben vielleicht ſelbſt ein Kind, Frau Helmbrecht, und —"

Es war eigentlich gar nichts Verletzendes in dieſer Vermutung. Und doch mußte Philipp Langhof für einen Augenblick fürchten, etwas ſehr Ungeſchicktes geſagt zu haben. Denn die junge Dame war bis in die Stirn hinauf errötet, und alle Heiterkeit war mit einem Schlage von ihrem Geſicht verſchwunden.

„Nein, nein!" ſtieß ſie ſo haſtig hervor, als wolle ſie ihn um jeden Preis an der Vollendung ſeiner Rede hindern. „Ich würde mich Ihnen ja nicht angeboten haben, wenn ich darüber dringendere Pflichten vernachläſſigen müßte."

Wenige Minuten ſpäter war alles Erforderliche zwiſchen ihnen verabredet. Und nachdem Elſa durch das Verſprechen beruhigt worden war, die neue „Tante" würde ganz gewiß am nächſten Tage wiederkommen, geleitete der Doktor ſeinen anmutigen Beſuch zur Thür.

„Was ſie an meiner Frage nur ſo empfindlich berührt haben mag?" dachte Langhof, als ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen hatte. „Freilich, ſie kann erſt ſeit kurzem verheiratet ſein."

3.

Nie zuvor war Philipp Langhof ſeines eigenen Schaffens ſo von Herzen froh geworden, als während der nächſten Tage. Es war ihm, als ſei mit einemmal ein anderer Geiſt über ihn gekommen. Er fühlte ſich um ein Jahrzehnt

verjüngt, und in so unversieglicher Fülle strömten ihm die Gedanken zu, daß sich zuweilen mühelos innerhalb weniger Stunden gestaltete, was zu anderen Zeiten kaum die angestrengte Arbeit von Wochen zuwege gebracht hätte.

Darüber, ob die Persönlichkeit seines neuen Privatsekretärs einen Anteil hatte an dieser erfreulichen Wandlung, machte Langhof sich keine Gedanken. Hätte er's gethan, so würde er die Frage wahrscheinlich verneint haben. Daß er an jedem neuen Tage den Augenblick des Erscheinens der Frau Ida Helmbrecht kaum erwarten konnte, setzte er einzig auf die Rechnung seines gesteigerten Arbeitseifers. Und lediglich mit der berechtigten Genugthuung über das rasche Fortschreiten seines großen Werkes erklärte er sich das Vergnügen, das er empfand, wenn er die schöne weiße Frauenhand so emsig über das Papier dahinfliegen sah.

Etwas anderes aber gab es, was ohne allen Zweifel ihr alleiniges Verdienst war und ihn zu ihrem dankbaren Schuldner machte — das war die wunderbare Anziehungskraft, die jetzt das sonst so scheu betrachtete, halbdunkle Studierzimmer für die kleine Elsa hatte. Es war geradezu rührend, zu sehen, wie sie stundenlang neben der „Tante Ida" auf einem Fußbänkchen kauerte und sich nur pantomimisch mit ihrer zerzausten Lieblingspuppe unterhielt, um die Arbeitenden nicht zu stören.

„Sie haben die Kleine wie durch Zauberei an sich gefesselt," sagte er einmal, als sie für kurze Zeit miteinander allein waren, zu der jungen Frau. „Und ich muß wohl mit einiger Sorge daran denken, wie sie's ertragen wird, wenn Sie eines Tages nicht mehr kommen."

Er selbst gedachte jenes unausbleiblichen Tages in diesem Augenblick zum erstenmal. Und er ertappte sich dabei auf einer Regung, die ihn erschreckte. Denn wie ein Messerstich war es ihm durch die Brust gefahren bei der Vorstellung, daß eines Morgens die holde Frauengestalt nicht

mehr dort am Schreibtisch sitzen würde, daß er nicht mehr den Klang ihrer Stimme vernehmen, nicht mehr ihre schönen Augen gespannt und erwartungsvoll auf sich gerichtet sehen würde.

Er hörte kaum, was Frau Helmbrecht ihm erwiderte. Und hastig fuhr er fort, ihr zu diktieren. Aber seine Stimme hatte einen so veränderten, beinahe rauhen Klang, daß er deutlich den Ausdruck der Ueberraschung, ja, der Betroffenheit auf ihrem Antlitz las. Er nahm sich energisch zusammen; doch er bemühte sich vergeblich, seine Gedanken bei der Arbeit festzuhalten. Und als die kleine Elsa wieder ins Zimmer kam, erklärte er, daß er für heute aufhören müsse.

„O, das ist schön!" jubelte das Kind. „Dann gehen wir zusammen spazieren, nicht wahr, Tante Ida? Und du erzählst mir wieder eine schöne Geschichte."

Freundlich wie immer erklärte sich Frau Ida einverstanden. Und bald war Langhof allein. Er ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder und blickte unverwandt auf das liebliche Bildnis seines früh verstorbenen jungen Weibes. Vielleicht hoffte er, daß das geliebte Antlitz ihm seinen Frieden wiedergeben würde. Aber er hoffte es umsonst. Wie im Lichte eines grell aufzuckenden Blitzstrahls hatte sich ihm der Zustand seines Herzens geoffenbart, nachdem er wochenlang gleich einem Nachtwandler umhergegangen war, ohne die Gefahr zu ahnen, in der er sich befand. Er mußte heute inne werden, daß ihn eine heiße Liebe erfaßt hatte zu der Frau eines anderen Mannes, und daß alle Energie des Willens nicht mehr im stande war, diese Liebe zu ersticken.

Aber wenn er auch zu schwach war, die unselige, hoffnungslose Leidenschaft aus seinem Herzen zu reißen, dazu, sie vor jedem anderen Menschenauge zu verbergen, glaubte er sich doch noch stark genug. Nie sollte Ida Helmbrecht etwas davon ahnen.

So versuchte er am nächsten Tage, die gemeinschaftliche Arbeit mit ihr wieder aufzunehmen, aber es war ein qualvolles und aufreibendes Bemühen. Denn die beständige Furcht, sich ihr durch eine unangemessene Wärme zu verraten, verführte ihn oft geradezu zu einem herrischen Auftreten, das sie um so tiefer verletzen mußte, je weniger es seinem bisherigen Benehmen ähnlich sah.

Und jeder Tag brachte neue Martern. Die Arbeit rückte kaum von der Stelle, und oft genug hatte Elsa die Freude, daß ihr Vater Frau Helmbrecht vorzeitig für einen jener Spaziergänge in den Stadtpark freigab, die der Kleinen augenscheinlich den Gipfel alles irdischen Vergnügens bedeuteten. So verkürzte der Doktor sich wenigstens um ein geringes die Qual, die jedes Beisammensein mit dem geliebten und ihm doch unerreichbaren Wesen für ihn bedeutete. Eines Tages aber brach seine Kraft zusammen.

Wieder hatte er eine freundliche Frage der jungen Frau in jenem barschen Tone beantwortet, zu dem er seine Zuflucht zu nehmen pflegte, wenn ihn mit fast unwiderstehlicher Gewalt die Versuchung überkam, sie in seine Arme zu reißen und ihr holdes Gesicht mit seinen Küssen zu bedecken.

Diesmal aber nahm sie es nicht schweigend hin wie bisher, sondern fragte, indem sie die schönen Augen voll zu ihm aufschlug: „Weshalb behandeln Sie mich so hart, Herr Doktor? Wodurch habe ich mir Ihre Unzufriedenheit zugezogen?“

Alles Blut strömte ihm heiß zum Herzen. Nein, dies war mehr, als er ertragen konnte und ertragen wollte. Was auch immer er ihr jetzt antworten mochte, es würde jedenfalls nichts anderes sein als eine erbärmliche Notlüge. Und morgen oder übermorgen schon würde sie sie als eine solche erkannt haben. Darum war es besser, gleich in dieser Stunde ein Ende zu machen um jeden Preis.

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Helmbrecht, wenn mein Benehmen Sie gekränkt haben ſollte," erwiderte er. „Eine ſolche Abſicht lag mir ſelbſtverſtändlich fern. Aber meine Nerven ſind ſeit einiger Zeit in ſehr üblem Zuſtande, und da wir doch einmal davon ſprechen, möchte ich Ihnen gleich jetzt mitteilen, daß ich mich entſchloſſen habe, die Arbeit vorläufig abzubrechen und mich für den Reſt des Winters mit Elſa nach Italien zu begeben."

Er vermied es, ſie anzuſehen. Aber ihr langes Schweigen ließ ihn erraten, wie betroffen ſie von ſeiner unerwarteten Mitteilung war.

Wohl zwei Minuten waren verſtrichen, ehe ſie leiſe ſagte: „Und Ihr Werk, Herr Doktor? Sie wollen wirklich auf ſeine Vollendung verzichten?"

„Einſtweilen — ja. Ich denke, die Welt wird nicht aus den Fugen gehen, auch wenn ſie mein Buch entbehren muß."

Sie ſagte nichts weiter. Und da Doktor Langhof offenbar geſonnen war, auf der Stelle aufzuhören, legte ſie ihre Manuſkriptblätter zuſammen und ſtand auf.

„So wünſche ich Ihnen glückliche Reiſe, Herr Doktor, und volle Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit. Da Elſa nicht zu Haus iſt, darf ich Sie wohl bitten, ihr meine herzlichſten Abſchiedsgrüße zu übermitteln."

Er wußte nachher kaum, was er ihr geantwortet hatte. Aber als ſie gegangen war, ſchalt er ſich voll bitteren Ingrimms einen armſeligen Schwächling, weil er nicht einmal Selbſtüberwindung genug beſeſſen hatte, ihr in dieſer letzten Stunde eine unbefangen freundliche Miene zu zeigen und ihr das aus dem Herzen kommende Dankeswort zu ſagen, auf das ſie einen ſo wohlgegründeten Anſpruch hatte.

„Nein," klang es in ſeinem Innern, „dies darf noch nicht der letzte Abſchied geweſen ſein für das ganze Leben. Vor meiner Abreiſe werde ich noch einmal mit dem Kinde

zu ihr gehen. Und nicht um ihretwillen allein, sondern auch meinetwegen werde ich es thun. Denn wenn ich sie zuletzt an der Seite des Mannes gesehen habe, dem sie mit Leib und Seele angehört, wird es mir hoffentlich leichter fallen, diese Leidenschaft in mir zu ertöten."

Mit einer Hast, die seinem Wesen sonst ganz fremd war, traf er die Vorbereitungen für seine so plötzlich beschlossene Reise. Vielleicht würden sie ihm einige Zerstreuung gewährt haben, wenn nicht Elsas unaufhörliche Fragen nach ihrer schmerzlich vermißten Tante Ida seine Gedanken immer wieder zu jenem Gegenstand zurückgeführt hätten, von dem er sie doch mit aller Energie loszureißen versuchte.

Am fünften Tage nach Ida Helmbrechts Entlassung machte er sich mit seinem Töchterchen auf den Weg zur Wohnung der Helmbrechts. Die kleine Elsa, die er über das Ziel dieses Ausganges unterrichtet hatte, strahlte vor Glück. Da es ein schöner, heller Tag war, machten sie den Weg bis in die ziemlich entlegene Vorstadt zu Fuß, und das wißbegierige Kind hatte tausend Fragen nach Namen und Art der Dinge, die ihm während der weiten Wanderung auffielen.

Endlich hatten sie das große, unansehnliche Mietshaus erreicht, darin die Helmbrechts wohnten. Und von Flügeln der Ungeduld getragen, eilte Elsa so schnell die unbequemen Treppen empor, daß der Doktor Mühe hatte, ihr zu folgen.

Auf einem Porzellanschild las er da oben „Witwe Seydlitz" und darüber auf einer mit vier Messingstiften befestigten Visitenkarte den Namen seines Sekretärs. Er schob es auf die Anstrengung des Treppensteigens, daß ihm das Herz bis zum Zerspringen klopfte, als er die Glocke zog. Aber wenn die wahre Ursache dieser Aufregung vielleicht die Erwartung gewesen war, daß Ida selbst ihm

aufthun würde, so sah er sich enttäuscht. Statt ihrer erschien vielmehr eine ältliche, sehr einfach aussehende Frau und erkundigte sich nach seinem Begehr. Als er Herrn Rudolf Helmbrecht zu sprechen begehrte, wiegte sie bedenklich den Kopf.

„Er schläft," sagte sie. „Und es wäre unbarmherzig, ihn zu wecken, denn er hat wieder die ganze Nacht starke Schmerzen gehabt, und das Fräulein hat mir ausdrücklich auf die Seele gebunden, ihn nicht zu stören."

„So kann ich vielleicht Frau Helmbrecht auf einen Augenblick sehen. Oder ist sie nicht anwesend?"

„Frau Helmbrecht?" wiederholte die Wirtin verwundert. „Sie meinen wohl das Fräulein?"

„Nein doch! Ich weiß von keinem Fräulein, sondern nur von einer Frau Ida Helmbrecht. Ihr Mieter ist doch verheiratet?"

„I Gott bewahre! Und er denkt gar nicht an so was. Aber mit dem Namen hat es schon seine Richtigkeit. Fräulein Ida Helmbrecht, das ist seine Schwester, mit der zusammen er schon seit einem Jahr bei mir wohnt. Und die ist allerdings augenblicklich nicht zu Haus, sondern ausgegangen, um einige Besorgungen zu machen."

Philipp Langhof starrte sie an, als habe sie in einer fremden, unverständlichen Sprache zu ihm geredet.

„Seine Schwester? Nein, das ist unmöglich, Sie müssen sich täuschen. Ich weiß aus ihrem eigenen Munde, daß sie ein Ehepaar sind. Und es wäre doch undenkbar, daß sie mich lange hintergangen hätten."

Der wackeren Frau Seydlitz schien plötzlich die Erkenntnis aufzudämmern, daß sie ein großes Unheil angerichtet habe.

„Ach, lieber Gott, dann sind Sie am Ende gar der Herr, bei dem der Herr Helmbrecht angestellt ist? — Ja? — Na, dann habe ich was Schönes gemacht. Aber wer

soll auch gleich an alles denken! Und schließlich wird es Ihnen doch wohl auch jetzt ziemlich einerlei sein, ob die beiden verheiratet sind oder bloß Bruder und Schwester."

„Sie wußten also, daß man mich getäuscht hatte?"

„Mein Himmel, ja! Ich war dabei, als Herr Helmbrecht damals nach Hause kam und es erzählte. Als lediger Mann hätte er die Stellung nicht gekriegt, sagte er. Na, und wenn man schon monatelang herumgelaufen ist, ohne was zu finden, ist so eine unschuldige kleine Notlüge doch am Ende zu verzeihen."

Doktor Langhof, dessen Gesicht mit einemmal aussah, wie wenn es aus Stein gehauen wäre, lüftete seinen Hut: „Ich danke Ihnen für die Auskunft, adieu!"

„Aber so warten Sie doch noch einen Augenblick, Herr Doktor, vielleicht ist Herr Helmbrecht inzwischen aufgewacht. Und das Fräulein kann auch auf keinen Fall mehr lange ausbleiben. Sie würde ja untröstlich sein, wenn sie hörte, daß Sie unverrichteter Sache wieder fortgegangen wären."

Doch Langhof ließ sich nicht mehr zurückhalten. „Es ist ebenso gut, als hätte ich die Geschwister selbst gesprochen. Richten Sie ihnen meine Empfehlung aus. Alles übrige werde ich auf schriftlichem Wege erledigen."

Die Frau rief ihm noch etwas nach; aber der Doktor hörte es nicht mehr. Und erst als ihn Elsa unterwegs zum dritten- oder viertenmal mit thränenverschleierter Stimme gefragt hatte: „Warum haben wir denn nicht auf Tante Ida gewartet, Papa?" erwiderte er in einem so rauhen Ton, wie das Kind ihn sicherlich noch niemals aus seinem Munde gehört hatte: „Frage mich nicht nach ihr, Elsa, und sei ein vernünftiges Mädchen. Halte dich an Fräulein Hanna; denn sie ist ohnedies sehr traurig, daß du eine andere lieber hast als sie."

„Aber ich kann doch nichts dafür, Papa! Und Tante Ida ist auch viel, viel besser als sie."

Sie fing an zu ſchluchzen. Und Langhof, der ihren Schmerz an dem ſeinigen maß, fühlte ſich plötzlich von unſäglichem Mitleid für die arme Kleine ergriffen.

„Sei ruhig, mein Liebling!“ tröſtete er. „Sieh, ich will dir ja jeden Wunſch erfüllen. Und übermorgen reiſen wir miteinander in ein fremdes, wunderſchönes Land, wo immer die Blumen blühen, und wo du dir die Apfelſinen ſelbſt von den Zweigen pflücken kannſt.“

Doch es war alles umſonſt; was er auch ſagen mochte, Elſa fuhr mit der Hartnäckigkeit der Kinder fort, ſtill vor ſich hin zu weinen, und die herrlichen Spielſachen, die er ihr im ſpäteren Verlauf des Tages brachte, würdigte ſie keines Blickes.

4.

Unmittelbar nach der Heimkehr hatte Doktor Langhof ſeinem bisherigen Privatſekretär einen kurzen Brief geſchrieben, worin er ihm mit höflichem Dank für die geleiſteten Dienſte ſeine Stellung ohne jede Angabe von Gründen aufkündigte, indem er ihm zugleich ſein Gehalt für ein weiteres Vierteljahr ſandte.

Am nächſten Morgen empfing er ein verſiegeltes Schreiben, auf deſſen Umſchlag er auf den erſten Blick Idas ſchöne charakteriſtiſche Schriftzüge erkannte. Er erbrach es, und aus dem entfalteten Briefblatt fielen ihm dieſelben Banknoten entgegen, die er geſtern geſchickt hatte. Das begleitende Schreiben aber lautete:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Im Auftrage meines Bruders, den ſeine Krankheit verhindert, die Feder zu führen, ſage ich Ihnen für die bewieſene Großmut meinen Dank. Aber es giebt keinen Vorwand, unter dem er dies Geſchenk annehmen dürfte, ohne ſich zugleich deshalb verachten zu müſſen. Und darum lege ich es in ſeinem Namen in Ihre Hände zurück.

Wohl wagt mein Bruder in dieſem Augenblick kaum

zu hoffen, daß Sie ihm die verübte Täuschung verzeihen werden, aber er erwartet, bei Ihnen wenigstens Glauben zu finden für die Versicherung, daß er von der Stunde an, wo er in verzweifelter Sorge um seine Existenz Ihre Frage bejahte, bis zu diesem Tag schwer und schmerzlich darunter gelitten hat. An jedem Morgen verließ er das Haus mit dem festen Entschluß, Ihnen die Wahrheit zu bekennen. Und immer wieder verschloß ihm die Furcht vor den Folgen im entscheidenden Augenblick die Lippen. Jetzt sind diese gefürchteten Folgen eingetreten, und er hat sie als Strafe für seine — übrigens harmlose — Unwahrheit zu tragen, die niemand geschädigt, aber möglicherweise zwei Menschen vor dem Schlimmsten bewahrt hat. Vielleicht werden Sie sein Vergehen in diesem Lichte milder beurteilen.

Hochachtungsvoll

Ida Helmbrecht."

Um des Doktors Mundwinkel zuckte es bitter.

„Und nicht ein einziges Wort zu ihrer eigenen Rechtfertigung!" dachte er. „Aber freilich, was könnte sie auch vorbringen? Ihre Schuld ist größer als die ihres Bruders, und viel eher hätte ich ihm verzeihen können als ihr."

Hart genug hatte er in der verflossenen Nacht gekämpft mit der Versuchung, dies eine Mal um seines eigenen Glückes willen die strengen Grundsätze zu verleugnen, von denen er sich bis heute in all seinen Handlungen hatte bestimmen lassen. Aber er hatte die Versuchung überwunden. Er konnte die nicht zu seinem Weibe und zur Mutter seines Kindes machen, die mit einer Lüge auf den Lippen in sein Haus gekommen war und die wochenlang ein falsches Spiel mit ihm getrieben hatte. Nein, das war zu Ende — ein für allemal! Und das Bewußtsein, daß ihn nur der verführerische äußere Reiz einer Unwürdigen bethört habe, mußte ihm Kraft verleihen, endlich auch die immer erneute Auflehnung seines rebellischen Herzens zum Schweigen

zu bringen. Er beeilte sich, seine letzten Reisevorbereitungen zu treffen, die Abfahrt sollte am nächsten Tage mit dem Abendzuge erfolgen. —

Wichtige Besprechungen hatten Langhof bis kurz vor der festgesetzten Zeit vom Hause ferngehalten. Bei der Heimkehr empfing ihn Fräulein Hanna, Elsas Erzieherin, schon mit verängstigtem Gesicht auf der Schwelle.

„Herr Doktor," brachte sie mühsam hervor, „Elsa ist fortgelaufen. Seit einer Viertelstunde suchen wir sie vergebens überall."

Erschreckt fuhr Langhof auf. „Fortgelaufen? Wie soll ich das verstehen? Und wie hätte es geschehen können, ohne daß Sie und die Dienstboten etwas davon bemerkten?"

„Ich hatte mit dem Einpacken zu thun, Herr Doktor, und dachte doch auch nicht an eine solche Möglichkeit, denn die Kleine ist noch nie ohne Erlaubnis aus dem Hause gegangen. Eben erst erfuhr ich von der Köchin, daß Elsa ihr gesagt habe, sie würde lieber davonlaufen, als daß sie mit nach Italien reiste, und sie wüßte auch schon, wohin sie ginge. Das Mädchen hatte diese Aeußerung für kindisches Gerede genommen und deshalb unterlassen, sie mir zu hinterbringen. Nun aber scheint es, als ob Elsa ihren thörichten Vorsatz wirklich zur Ausführung gebracht hat."

Langhof hielt sich nicht lange mit leeren Reden auf. Da mußte schnell gehandelt werden.

Von dem Pförtner erfuhr er noch, daß Elsa wirklich vor einer halben Stunde aus dem Hause gegangen sei. Der Mann hatte sich nichts Besonderes dabei gedacht, um so weniger, als die Kleine nach seiner Erzählung eine Puppe im Arm getragen hatte, wie wenn sie herabkäme, um zu spielen. Nach welcher Richtung sie sich gewendet, vermochte er nicht zu sagen. Und Langhof war deshalb zunächst einzig auf jene Vermutung angewiesen, die sich ihm

ſchon in dem nämlichen Augenblicke aufgedrängt hatte, wo er die Kunde vernommen.

Sie war fortgegangen, um bei der geliebten Tante Ida Zuflucht zu ſuchen — das war des Doktors erſter Gedanke geweſen, und nach jener Richtung vor allem mußte er ſeine Nachforſchungen wenden. Aber er machte ſich von vornherein wenig Hoffnung, daß ſie von Erfolg ſein würden. Denn nur durch ein offenbares Wunder hätte das Kind wirklich in der großen Stadt bis an das Ziel des weiten Weges gelangen können. Die arme Kleine mußte ſich in der beginnenden Dunkelheit unfehlbar verirrt haben.

Langhof nahm daher keinen Wagen, weil er immerfort mit der Möglichkeit rechnen mußte, des armen kleinen Flüchtlings irgendwo auf ſeinem Wege anſichtig zu werden. Und aufmerkſam ſpähte er in alle Seitengaſſen, in alle offenen Höfe und alle dunklen Winkel, um das zierliche Kinderfigürchen nicht zu überſehen. Er entdeckte es nicht; wohl aber fühlte er erſt jetzt, wie bitter kalt der Winterabend war.

Und erſt jetzt wurden ihm all die zahlloſen Fährlichkeiten offenbar, denen ein unerfahrenes und unbehütetes Kind im Straßentreiben einer Großſtadt preisgegeben iſt. Die weithin leuchtenden Laternen der mit raſender Geſchwindigkeit daherſauſenden elektriſchen Wagen erſchienen ihm wie die ſchrecklichen Augen mordgieriger Ungeheuer. Er ſah mit Entſetzen, daß längs der ſteilen Uferböſchung des Kanals, an welchem ſein Weg ihn dahinführte, kein ſchützendes Geländer angebracht war. Und als ſich draußen in der Vorſtadt mehr als einmal verdächtig ausſehende Geſtalten mit brutalen, branntweingeröteten Geſichtern an ihm vorüberſchoben, zermarterten die Vorſtellungen, die ihr Anblick in ihm erweckte, ſein Herz mit namenloſer Angſt.

Sein Atem ging ſtürmiſch, und Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn, als er die Glocke neben dem Porzellan-

ſchild der Witwe Seydlitz zog. Ein raſcher, leichter Schritt näherte ſich von drinnen, ein Riegel wurde zurückgeſchoben, und Ida Helmbrecht ſtand vor ihm, erſichtlich aufs äußerſte beſtürzt von einem Anblick, auf den ſie ſo wenig vorbereitet geweſen war.

„Herr Doktor — Sie!“ ſtammelte ſie.

Die Lampe, die auf dem Korridor brannte, hatte ſie die Verſtörtheit ſeiner Züge ſehen laſſen und den Ausdruck der Seelenangſt in ſeinen Augen.

„Elſa iſt fort,“ erwiderte er mit heiſerer Stimme. „Und ich kam hierher in der ſchwachen Hoffnung, ſie bei Ihnen zu finden.“

Sie wurde totenblaß. Und niemals hätte er die jähe Veränderung vergeſſen können, die bei ſeinen Worten auf ihrem lieblichen Geſichtchen vorging. Mochte ſie ihn immerhin wochenlang belogen haben, in dieſer Schreckensmiene war ſicherlich nichts von Lüge oder Verſtellung. Und eine ganz andere Empfindung als die flüchtige Teilnahme einer Fremden offenbarte ſich in der unwillkürlichen Gebärde des Entſetzens, mit der ſie ihre beiden Hände erhob.

„Fort? Und allein? — Sie wiſſen nicht, wo wir ſuchen könnten?“

„Nein. Ich weiß nicht einmal gewiß, ob es ihre Abſicht war, ſich zu Ihnen zu begeben. Nur ſo viel weiß ich, daß ſie irgendwo umherirrt, weil ſie nicht mit nach Italien reiſen wollte, und daß ich den Verſtand verlieren werde, wenn es nicht gelingt, ſie noch vor Einbruch der Nacht zu finden.“

Er hatte alles vergeſſen. Nicht als ſtrenger, zürnender Richter ſtand er vor ihr, ſondern als ein armer, ſchwacher, verzweifelnder Menſch, der nach einem Wort der Ermutigung und des Troſtes dürſtet. Und ein ſolches Wort allein war es, das ſie jetzt zu ihm ſprechen durfte.

„Ich fürchte nicht, Herr Doktor, daß Sie eine Ver-

anlaſſung haben, ſich um das Schickſal des Kindes zu beunruhigen. In den Straßen der Stadt kann es ja nicht verloren gehen. Man wird ſich ſeiner annehmen und wird es Ihnen zurückbringen. Elſa iſt ein kluges Kind; ſie wird ſich vor all den Gefahren, die Ihnen vorſchweben, zu hüten wiſſen. Haben Sie denn die Polizei bereits in Kenntnis geſetzt?“

„Nein. Ich dachte zunächſt an nichts anderes, als daß ich ſie hier bei Ihnen ſuchen müſſe. Aber ich hätte mir freilich ſagen ſollen, daß ſie den Weg unmöglich finden würde. Die Polizei — ja, das werde ich thun. Und Gott gebe, daß Ihre Vorausſage ſich erfüllt.“

„Sie wird ſich erfüllen! Aber Sie ſollten mit der Anzeige keinen Augenblick verlieren. Daß Ihnen das Kind ſofort zugeführt werden wird, wenn es etwa doch noch hierher kommen ſollte, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu verſichern.“

Sie drängte ihn faſt hinaus. Und da er wie ein Verfolgter die Treppen hinabeilte, um ſich unten in die erſte beſte Droſchke zu werfen, deren er habhaft wurde, konnte er nicht mehr wahrnehmen, daß gleich nach ihm eine ſchlanke Mädchengeſtalt, nur durch ein haſtig übergeworfenes Cape gegen die ſtrenge Winterkälte geſchützt, das Haus verließ.

— — — — — — — — — — — —

Die hohe Standuhr neben des Doktors Schreibtiſch ſchlug Zehn. Und unter dieſen unbarmherzigen, ehernen Schlägen brachen ſeine ſo lange mühſam behauptete Kraft und ſeine letzten Hoffnungen zuſammen. Wenn man ſein Kind auch jetzt noch nicht gefunden hatte, wenn es noch immer draußen unter freiem Himmel umherirrte, ſo würde er es niemals wiederſehen. Auf der Polizei zwar hatte man die Sache ſehr leicht genommen und ihm verſichert, daß ſolche Fälle oft vorkämen und beinahe immer mit der

glücklichen Heimkehr der verlorenen Kleinen endeten. Die überfahrenen, ertrunkenen oder sonstwie verunglückten Kinder bildeten doch schließlich nur einen ganz geringfügigen Prozentsatz. Und erst, wenn er auch nach Ablauf von einem oder zwei Tagen nichts von seiner kleinen Elsa gehört hätte, dürfe er annehmen, daß ihr etwas Schlimmes widerfahren sei.

Für den geängstigten Vater aber waren diese Erklärungen nur ein kümmerlicher Trost. Und die beiden Stunden marternder Ungewißheit, die er nach seiner Heimkehr in unthätigem Warten zugebracht, hatten ihn erschüttert und erschöpft wie eine schwere Krankheit.

Jetzt hoffte er fast nichts mehr. Er war in den Sessel vor seinem Schreibtisch gesunken und hatte das Gesicht in den Händen geborgen. Da schlug mit schrillem, durchdringendem Klang die Wohnungsglocke an, und er fuhr jäh empor. Aber seine Kniee zitterten, denn nicht Hoffnung, sondern nur Furcht — die lähmende Furcht vor etwas Entsetzlichem — hatte dies Klingeln in ihm erweckt.

Während er zur Thür eilte, hörte er auf dem Flur Ida Helmbrechts Stimme sagen: „Rufen Sie den Herrn Doktor und teilen Sie ihm sogleich mit, alles sei gut.“

Er riß die Thür auf, mit drei Sprüngen war er am Ende des Ganges, wo Elsas Zimmer lag. Und er kam eben noch rechtzeitig, um zu sehen, wie Ida das willenlose, anscheinend schlafende Kind, das sie in ihren Armen hinaufgetragen haben mußte, auf das Bettchen legte. Er wollte die Wiedergefundene in seine Arme schließen, aber das junge Mädchen wehrte ihm mit sanfter Bestimmtheit.

„Nicht, Herr Doktor, Sie könnten Elsa erschrecken. Und obwohl ich nicht glaube, daß ihr die Kälte ernstlich geschadet hat, wäre es doch ratsam, den Beistand eines Arztes in Anspruch zu nehmen.“

Er blickte auf das blasse Gesichtchen, und die schmerzlich

herabgezogenen Mundwinkel, die geschlossenen Augen erfüllten ihn mit neuer Angst.

„Es ist wahr — Sie haben recht!“ rief er. „Das Kind ist —“

„Unversehrt, Herr Doktor. Ein glücklicher Zufall hat mich noch zu rechter Zeit Ihren Liebling finden lassen. Aber das alles erzähle ich Ihnen nachher. Bitte, lassen Sie den Arzt holen, während ich mich bemühe, unser kleines, erstarrtes Vögelchen zu erwärmen.“

Langhof hatte eine Empfindung, als ob er sich ihr zu Füßen werfen und seine Lippen auf ihre lieben, feinen Hände pressen müsse. Aber er brachte in diesem Augenblick nicht einmal ein Wort des Dankes zu stande.

Als er bald nachher den Arzt an das Bettchen des ruhig schlummernden Kindes führte, konnte ihm dieser schon nach flüchtiger Untersuchung erklären, daß nichts mehr zu befürchten sei. Er gab einige allgemeine Anordnungen und entfernte sich dann wieder.

Als Langhof, der ihn bis zur Thür begleitet hatte, ein paar Minuten später wieder auf der Schwelle des Kinderzimmers erschien, sah er, daß Elsa ihre beiden Aermchen um den Hals der jungen Retterin geschlungen hatte, und er hörte ihr helles Stimmchen mit einem Ausdruck rührender Zärtlichkeit sagen: „Nein, ich habe mich gar nicht gefürchtet, Tante Ida. Als ich nicht mehr weiter konnte in dem dunklen Wald, da habe ich immer nach dir gerufen, und ich wußte, du würdest kommen und mich holen.“

„Fräulein Ida,“ rief Langhof, auf sie zu eilend und ihre beiden Hände ergreifend, „was kann ich thun, um Ihnen zu danken für das, was Sie heute an mir gethan?“

Sie bemühte sich, ihre Verwirrung hinter einem Lächeln zu verbergen. „O, es ist ja ein so geringes Verdienst. Gleich nachdem Sie mich verlassen hatten, kam mir der Gedanke, daß Elsa vielleicht in den Stadtpark gegangen

ſei, in dem kindlichen Glauben, mich an einem der Plätze zu finden, wo wir während unſerer gemeinſchaftlichen Spaziergänge öfter verweilten. Längere Zeit ſuchte und rief ich vergeblich. Und vielleicht hätte ich den Mut zu weiteren Nachforſchungen verloren, wenn mir nicht einer der patrouillierenden Schutzleute auf meine Frage mitgeteilt hätte, daß er eine halbe Stunde zuvor ein kleines Mädchen geſehen habe, deſſen Beſchreibung auf Elſa paßte. Da nahm ich mir denn natürlich vor, daß ich ſie unter allen Umſtänden finden müſſe. Und wirklich entdeckte ich ſie endlich ſchlafend in den Anlagen bei der Floraſtatue."

„Fräulein Ida, Sie haben mein Kind vom Tode gerettet, während ich — Können Sie mir verzeihen?"

„Ich — Ihnen, Herr Doktor? Aber davon kann doch gar nicht die Rede ſein. Bin ich es denn nicht, die der Verzeihung bedarf? Und wäre es nicht vielleicht beſſer, von dieſen Dingen überhaupt nicht mehr zu ſprechen?"

„Nein, ich will, ich muß davon ſprechen. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein verblendeter Thor geweſen bin in meinem pedantiſchen Wahrhaftigkeitsdünkel, und daß ich mich ſelbſt bis zur Verzweiflung gepeinigt habe in meinem Wahn. Denn ich habe Sie lieb, Ida, und dieſe Reiſe ſollte nichts anderes ſein als eine Flucht vor der Verſuchung. Solange ich Sie für die Frau eines anderen hielt, durfte ich ja nicht daran denken, Ihnen den Zuſtand meines Herzens zu verraten. Und dann — nun, das andere habe ich Ihnen ja geſagt. Und jetzt frage ich noch einmal: Ida, meine teure, angebetete Ida, wollen Sie mir verzeihen?"

Sie antwortete nichts, aber als ſie jetzt zu ihm aufblickte, verriet ihm das glückſelige Leuchten in ihren Augen, was ihre Lippen nicht auszuſprechen vermochten.

Mit einem Jubelruf ſchloß er ſie in die Arme, und ihr erglühendes Geſicht ſank an ſeine Bruſt.

Minuten waren vergangen, ehe ſie wieder Rede und Gegenrede tauſchen konnten. Und da — ihm die Augen mit der Hand verſchließend und ihre Lippen ſeinem Ohr ganz nahe bringend — flüſterte Ida dem Doktor zu: „Jetzt, du geſtrenger Richter, ſollſt du auch erfahren, weshalb ich dich belog. Als ich mich dir zum Erſatz für meinen kranken Bruder anbot, hatte ich mit ihm verabredet, dir die Wahrheit zu offenbaren. Aber ich unterließ es, weil ich mich meiner ſelbſt nicht mehr ſicher fühlte, nachdem ich mit dir geſprochen. Ich meinte, daß es um meines thörichten Herzens willen beſſer ſei, den Schutzwall beſtehen zu laſſen, den jene Lüge zwiſchen uns aufrichtete, und —"

Weiter aber ließ er ſie mit ihrem beglückenden Geſtändnis nicht kommen. „Alſo auch du — auch du hatteſt mich lieb ſchon dieſe ganze Zeit hindurch? Und trotzdem quälten wir uns beide zum Erbarmen! Mein Gott, wenn ich daran denke, was aus uns und aus unſerem Glück geworden wäre ohne Elſas kindiſche Verzweiflungsthat! Wie thöricht, wie heillos thöricht ſind wir doch beide geweſen, du mein ſüßes, närriſches Lieb! Oder wollteſt du mich am Ende gar auf eine Probe ſtellen?"

Lächelnd ſchüttelte ſie den Kopf. „Nein, gewiß nicht, Philipp, ich hätte es ja niemals für möglich gehalten, daß du dich herablaſſen könnteſt, mich armes, unbedeutendes Geſchöpf emporzuheben zu deiner Höhe. Gerade weil es mir vergönnt war, dich in deinem Schaffen zu belauſchen, kam ich mir ſo klein vor neben dir, ſo unwiſſend und gering — —"

„Bis dieſer heutige Abend mich und hoffentlich auch dich, mein Schatz, darüber belehrt hat, ein wie ſchwaches, hilfloſes Menſchenkind durch eine einzige grauſame Laune des Schickſals aus dem ſtolzeſten Manne werden kann. Und ihr Leben lang wollen wir's unſerer kleinen Elſa danken, daß ſie uns zu dieſer Erkenntnis verholfen hat."

Durch die ganz ſtill gewordene, ſternenklare Nacht geleitete er ſie heim zu dem unruhig harrenden Bruder — und es war ihnen ſicherlich zu verzeihen, wenn ſie nicht den kürzeſten Weg einſchlugen, ſondern ſeitab bogen in den einſamen Stadtpark, um an dem Plätzchen neben der Floraſtatue, wo Ida vorhin die ſchlafende Elſa einem ſicheren Tode entriſſen, mit innig verſchlungenen Händen wortlos ihre rechte und eigentliche Verlobung zu feiern.

Verkehrte Welt.

Eine Toilettenstudie von Hans Scharwerker.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Ob die Frauen Hosen tragen sollen, gleich den Männern, ist gegenwärtig, besonders bei den englischen und amerikanischen Frauenrechtlerinnen, eine brennende Frage. Bei vielen derselben ist die Hose geradezu das Symbol der Emanzipation geworden. Ob es den Männern auch erlaubt ist, Weiberröcke zu tragen, oder ob man vielleicht von Obrigkeits wegen gar alle Ehemänner, bei denen die Frau „die Hosen anhat", dazu anhalten soll, damit der Wahrheit auch öffentlich die Ehre gegeben werde, und jedermann sofort sehen kann, wer Herr im Hause ist — diese schwerwiegende und jedenfalls ebenso wichtige Frage hat noch niemand mit Gründlichkeit und Sachverständnis erörtert. Und doch wäre es nachgerade Zeit, daß im Interesse des menschlichen Fortschritts und vor allem dem der Gerechtigkeit darüber Klarheit geschafft würde, denn was der Hose recht ist, das ist dem Rock billig.

Glücklicherweise giebt es einige kulturgeschichtliche Thatsachen, die uns auf diesem Wege leiten können, und über den Umstand, inwieweit die Hose der Herrschaft, der Rock der Unterthänigkeit günstig ist, Licht verbreiten. Es

und ihr Beispiel wird schwerlich irgendwo anders zur Nachahmung reizen. Freilich tragen auch in anderen Orten der Schweiz und in vielen Thälern Tirols die jungen Mädchen während des Grasmähens und Heumachens leinene Hosen; ebenso die Arbeiterinnen im Kohlenbergwerk zu Pensberg (Bayern), die Fischermädchen in Arcachon (Südfrankreich), die Olivenpflückerinnen in Spanien und manche andere. Doch dient ihnen dieses Kostüm nur während der Arbeit, bei der ihnen Röcke hinderlich sein würden. Sobald aber die Arbeitszeit vorüber ist, schlüpfen sie eiligst wieder in ihre weibliche Tracht. Die Hose erscheint ihnen nur als ein notwendiges Uebel, als ein Mittel zur besseren Ausführung gewisser Verrichtungen, keineswegs aber als eine erstrebenswerte weibliche Idealkleidung.

Und das ist sie auch sicherlich weder vom ästhetischen, noch gesundheitlichen Standpunkte, nicht einmal von dem der Zweckmäßigkeit aus, ebensowenig wie der Weiberrock für den Mann, obwohl wir ihn bei einer ganzen Anzahl und zwar seltsamerweise der kriegerischesten und wildesten Volksstämme als alte, freilich immer mehr verschwindende Volkstracht finden.

Am bekanntesten ist der Kilt der Bergschotten, ein kurzer, bis oberhalb des Knies reichender Rock aus Wollenstoff, der früher allgemein statt der Hose getragen wurde, jetzt sich aber nur noch bei den Dudelsackpfeifern der schottischen Lords und bei den Hochlandregimentern als besondere nationale Auszeichnung erhalten hat. Ebenso ist der kurze weißleinene Rock der griechischen Palikaren, die Fustanella, die aus einem langen, in zahllose Falten gelegten und um den Leib gewundenen Zeugstreifen besteht und im frischgestärkten Zustande wie der Rock einer Ballettänzerin aussieht, im raschen Verschwinden begriffen. Denn überall, wo die Zivilisation vordrängt, verdrängt die praktischere Hose diese Ueberbleibsel alter Volkstrachten. Nur

ſelben zum Schall einer indiſchen Trommel ſtunden- und tagelang, bis der Kranke entweder das Zeitliche geſegnet hat oder beſſer geworden iſt. Im erſteren Falle waren die böſen Geiſter zu ſtark, und das löbliche Beginnen der Teufelstänzer mußte daher notwendigerweiſe erfolglos bleiben; im letzteren zweifelt niemand daran, am allerwenigſten ſie ſelbſt, daß die günſtige Wendung das Verdienſt ihrer „ärztlichen Behandlung" iſt, und ſie werden reichlich belohnt.

Die phantaſtiſche Frauentracht dieſer Teufelstänzer erklärt ſich leicht aus ihrem Gewerbe, bei dem es vor allem darauf ankommt, auf die Einbildungskraft der Menge und vor allem des Kranken einzuwirken. Weshalb aber auch die ſinghaleſiſchen Dorfälteſten, Gemeindevorſteher, Steuereinnehmer und ähnliche würdige Perſönlichkeiten zur beſſeren Ausübung ihrer Pflichten ſich eines vollſtändigen Frauenanzugs bedienen, gehört unter die ungelöſten Rätſel der Menſchennatur. Nichts iſt ergötzlicher für einen Europäer, als dieſe prächtigen, bärtigen Kerle in ihren breitkrempigen Strohhüten, der Jacke mit Puffenärmeln und dem langen Weiberrock daherſtolzieren zu ſehen, den ſie noch dazu mittels des Gürtels vorn aufſchürzen, wie unſere Waſchfrauen bei der Arbeit. Sie kommen ſich darin ohne Zweifel äußerſt imponierend vor und ſtellen ſomit das Gegenſtück der eingangs erwähnten Frauenrechtlerinnen des Weſtens dar, die mit der Hoſe alle männlichen Eigenſchaften und eine erhöhte Würde erlangt zu haben glauben.

Wie wenig das zutrifft, und wie unabhängig von der Kleidung der Charakter des Trägers oder der Trägerin iſt, dafür hat unſere kurze kulturgeſchichtliche Betrachtung über Hoſe und Weiberrock dem Leſer einige intereſſante und hoffentlich überzeugende Belege gegeben.

Ein Ausflug in die Eifel.

Reisebilder von Kurt Lassen.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Den Geologen gilt die Eifel schon seit langem für eines der interessantesten Gebirge Deutschlands, und der berühmte Leopold v. Buch hat sie sogar als ein „Land ohnegleichen" gepriesen. Im übrigen betrachtet man aber dies Gebirge vielfach als eine unfruchtbare Hochfläche, die dem landschaftlichen Schönheitsgefühl, dem Naturgenuß nichts zu bieten habe. So wird auch die Eifel von den Touristen noch immer ganz ungerechtfertigterweise vernachlässigt, und es dürfte daher wohl am Platze sein, wenigstens auf einige der schönsten und anziehendsten Punkte jenes Gebietes weitere Kreise aufmerksam zu machen.

Man bezeichnet als Eifel den nordwestlichen Teil des niederrheinischen Schiefergebirges zwischen Mosel, Rhein und der belgischen Grenze in den preußischen Regierungsbezirken Aachen, Koblenz und Trier. Von einer im Norden 160 Meter, im Süden an der Mosel, beim Einfluß der Sauer 128 Meter, bei Koblenz 58 Meter hohen und hier am Rhein bis 43 Meter Meereshöhe sinkenden Basis ausgehend, erhebt sie sich zu einem weiten, großwelligen Hoch-

Fußwanderungen in die Umgebung zu unternehmen. Ein lohnender Spaziergang führt zu dem auf einem vorspringenden Hügel thronenden Schloß Malberg, das einst der Sitz des mächtigen Dynastengeschlechts gleichen Namens war und später an den Kölner Weihbischof Johann Werner v. Veyder († 1723) kam, dessen Familie es noch gegenwärtig gehört. Das jetzige Schloßgebäude mit hübscher Fassade stammt aus dem 18. Jahrhundert. Die Eifel ist überhaupt ungemein reich an Burgen alter Adelsfamilien. Die meisten sind malerische Ruinen, gleich der von Kerpen, wie ferner Falkenstein an der Our, Schönecken, Burg Reuland, Reuerburg, Montjoie u. s. w. Nur wenige sind gut erhalten, wie Schloß Büresheim im Nettethal und die Schlösser Eltz und Hamm.

Unvergleichliche Schönheiten bietet das Thal der kleinen Kyll, in das ein von dem alten Vulkan Mosenberg einst heruntergeflossener Lavastrom hinabragt. Er ist freigelegt und behufs der Steingewinnung auf eine Strecke der Länge nach durchschnitten; man kann dort schöner wie irgendwo sonst die innere Struktur der Basaltlava wahrnehmen. Ebenso läßt sich in den vier kleinen, aber hochgelegenen Kratern des schöngeformten, aus Schlacken aufgehäuften Mosenberges die Bildung der Maare, dieser höchst merkwürdigen Kraterseen der Eifel, am deutlichsten beobachten. Andere ausgebrannte Krater dieses Gebietes sind: Goldberg, Popenkaul, Dohmberg, Erresberg und Falkenberg; als nördlichster ragt bei Rolandseck der Rodderberg empor.

Unter den zahlreichen blauen und stillen Maaren ist der noch genauer zu besprechende Laacher See der größte Bergsee der ganzen Eifel. Ferner sind noch besonders hervorzuheben das große Meerfelder Maar westlich von Manderscheid, das Pulvermaar bei Gillenfeld und die drei Maare am Mäuseberg bei Gemünd und Mehren, unfern Daun: das Schalkenmehrener, das Weinfelder und das

Gemündener Maar. „Ein gut Teil der früher beſtandenen Maare ſind," wie A. Trinius ausführt, „im Laufe der Jahrhunderte eingetrocknet, verſumpft oder durch allmählich entſtandenen Abfluß entwäſſert worden. Hie und da ſtößt man innerhalb der Krater auch auf geringe Waſſeranſammlungen, die erſt die Anfänge für Maarbildungen darſtellen. Das Studium dieſer Maare in ihrer Neubildung und Abnahme iſt darum für den Kundigen ſehr anziehend und belehrend. Die Maare zeichnen ſich durch bedeutende Tiefe aus. Selbſt die breiteren Seen zeigen eine Tiefe von 30 Meter, andere ſollen eine Tiefe bis über 100 Meter aufweiſen. Nirgends zeigt ſich bei den Maaren ein Quellzufluß. Ihr Waſſerſpiegel ſchwankt im Laufe des Jahres nur unmerklich und zeigt im Winter oft die glatteſte, feſtgefrorene Eisbahn. Das Waſſer, das durch Regengüſſe die ſteilen Wände hinunterſtürzt, ſpeiſt allein dieſe merkwürdigen Bergſeen. Die Bergwände, welche das Waſſer wie in einer geöffneten Kapſel auffangen und feſthalten, ſind aus Lava oder vulkaniſchem Sande gebildet und völlig undurchläſſig. Ein Teil der Maare ruht in den Keſſeln wirklicher Krater, welche einſt feurige Lava ſpieen, dann aber nach ihrem Erkalten mehr und mehr einſanken, trichterförmige Tiefen zurücklaſſend. Andere wieder, wie die drei obengenannten Maare zwiſchen Daun und Mehren, haben ſich jedoch nur in Erdöffnungen gebildet, die einſtmals mit ausſtrömenden Gaſen Mengen von Sand in die Luft ſchleuderten."

In dem engen Lieſerthal liegt das Städtchen Manderſcheid, das mit ſeinen Burgen eine wahre Perle von landſchaftlicher Schönheit darſtellt. Unten treibt der rauſchende Bach die Räder der Mühle von Niedermanderſcheid; oben ragen auf zwei durch das Thal getrennten Felskegeln die Trümmer der Ober- und Niederburg mit ihren Türmen, Mauern und Zinnen empor. Zumal die Niederburg giebt

sischen Revolution gebrochen und zerstört worden. Jeder Fremde besucht das „Belvedere", einen günstig gelegenen Aussichtspunkt, von dem aus einst auch König Friedrich Wilhelm IV. die Landschaft bewunderte, die er mit Recht für eine der schönsten in den ganzen Rheinlanden erklärte.

Von Manderscheid thalaufwärts liegt das Kreisstädtchen Daun auf und an der ins Lieserthal vorspringenden Erhebung eines alten Vulkans. Von der Reichsfeste Daun, der Stammburg des gräflichen Geschlechts gleichen Namens, sind nur spärliche Trümmer erhalten geblieben. Die Nachkommen der Grafen v. Daun sind noch gegenwärtig in Oesterreich ansässig; auch die Rheingrafen v. Dhaun an der Nahe stammen von hier.

Nun kehren wir wieder zum waldigen Thale der Kyll zurück, in das wir bei Gerolstein, dieser Perle der Eifel, die neuerdings auch als Sommerfrische mehr und mehr in Aufnahme kommt, hinabsteigen. Der zwischen Fluß und Felswand eingezwängte Flecken wird von den Trümmern des gleichnamigen Schlosses überragt, das Graf Gerhard I. v. Blankenheim 1115 auf einem nach drei Seiten hin von tiefen Thälern umschlossenen Kalkfelsen erbaute. Es ward von den Franzosen unter General v. Elter im Jahre 1694 zusammengeschossen.

Von der Ruine genießt man eine höchst lohnende Aussicht. Gerade gegenüber erhebt sich die schon erwähnte Popenkaul, ein kleiner, aber sehr interessanter Krater, aus dem ein schmaler Streifen Lava hervorgeht, der noch deutlich erkennbar ist.

Zwanzig Minuten vom Bahnhof entfernt liegt die Munterley. Der Weg dorthin führt durch hübsche Anlagen an einer berühmten Riesenlinde vorüber, die wohl einer der größten Bäume Deutschlands ist. Von der Höhe eröffnet sich ein hübscher Blick auf Gerolstein selbst, das

wert. Solche finden sich namentlich bei dem dreiviertel Stunden in nördlicher Richtung entfernten Dorfe Pelm mit der imposanten Burgruine Kasselburg, die von einer grünumlaubten Basaltkuppe in das Thal herabschaut.

Um die sogenannte vulkanische Eifel dem Verkehr zu erschließen, wurde die Linie Gerolstein—Mayen zum Anschluß an die Bahn Andernach—Mayen erbaut, die sich seither auch bereits als sehr nutzbringend erwiesen hat. Eine Seitenbahn führt von Gerolstein nach dem interessanten Kreisstädtchen Prüm im Prümthal, wo der unglückliche Kaiser Lothar die Krone mit der Tonsur vertauschte und 855 starb.

Zum Schluß wollen wir dem Laacher See einen Besuch abstatten, der wie ein Himmelsauge in azurner Bläue im Kranze mit hochstämmigen Buchen bekleideter Berge daliegt und durch den romanischen Dom der Abtei an seinem Gestade gewissermaßen eine höhere Weihe erhält. Er liegt in 229 Meter Höhe, hat einen Umfang von anderthalb Stunden, bedeckt eine Fläche von 3,32 Quadratkilometer und ist 1,96 Kilometer lang, 1,18 Kilometer breit. Er mißt bis 51 Meter an Tiefe; das hellbläuliche Wasser dieses Kratersees ist sehr kalt und widerlich von Geschmack. Vom Winde bewegt, wirft es Sand aus, der vom Magnet angezogen wird. An seiner Südseite besitzt der See künstlichen Abfluß; dieser vor einem Menschenalter angelegte Abzugstollen hat ihm ein Siebentel seiner Größe genommen und diesen Platz der Kultur gewonnen.

Wie Rudolf Blenke hervorhebt, dürfte in Deutschland kaum ein Gebiet zu finden sein, das in geognostischer Beziehung so merkwürdig ist wie der Laacher See, der den Mittelpunkt der Vulkanität des Maifeldes bildet. „Dasselbe wird von der Nette, dem Brohlbache und den kleinen Nebengewässern beider durchschnitten. Einst ein Busen des großen Neuwieder Gebirgskessels, ist heute das Seebecken

die Gebäulichkeiten der rheinischen Familie v. Delius; dann kam das Kloster in den Besitz der Jesuiten, welche hier ein Kollegium zur Ausbildung junger Ordensgeistlicher errichteten und auch das schöne Hotel „Maria Laach“ erbauten. Die Kirche fiel an den Staat und ward von Friedrich Wilhelm IV. durch eine gründliche Wiederherstellung vor dem Verfall gerettet. Nachdem die Jesuiten am 1. Januar 1873 das Kloster verlassen hatten, gelangte es in den Besitz des Grafen Rudolf v. Schaesberg. Neuerdings ist die friedliche Ordensniederlassung am Laacher See den Benediktinern wieder eingeräumt worden. Seitdem hat auch die Ausschmückung des bis dahin des ehemaligen Schmuckes beraubten Inneren der herrlichen Kirche wieder begonnen, für das Kaiser Wilhelm II. einen prächtigen Altar gestiftet hat. In der Kirche befindet sich auch das Grabmal Heinrichs II., ihres Stifters; herrliche Ornamente zieren die Krypta.

Um vom Laacher See zum Rhein zu gelangen, können wir entweder die Bahn von Niedermendig mit seinen großartigen Lavagruben (die nicht mehr betriebenen dienen als Bierkeller) nach Andernach oder die jüngst eröffnete Bahn durch das malerische Brohlthal mit seinen Tuffstein- und Basaltlavabrüchen benützen.

Meine Kuh.

Humoreske von Harry Nitsch.

(Nachdruck verboten.)

Die Wirtin ſteckte ihren Kopf durch die Thürſpalte: „Herr Doktor, eine junge Dame wünſcht Sie zu ſprechen!“

Julius Quantner ſprang überraſcht vom Sofa empor, auf welchem er, Zigaretten rauchend, Sieſta gehalten hatte, zupfte ſich haſtig die Krawatte zurecht und fragte: „Eine junge Dame? Haben Sie ſich nicht erkundigt, was ſie wünſcht?“

„Nein, Herr Doktor, das habe ich mich nicht getraut. Sie macht einen ſehr vornehmen Eindruck. Der Sprache nach ſcheint ſie eine Engländerin zu ſein, ſie ſagte: „Sein der Herr Doktor Quantner zu Haus? Bitte, uollen Sie melden mich. Miß Maud Campbell.“

Die kleine rundliche Frau ahmte die Ausſprache der jungen Fremden ſo drollig nach, daß Julius herzlich lachen mußte. Haſtig ſchlüpfte er aus ſeinem bequemen Hausrock in das elegantere Straßenjackett, räumte ſchnell noch ein wenig in dem geſchmackvoll eingerichteten Junggeſellenheim auf und ſagte dann ſeufzend: „So, nun führen Sie die engliſche Miß meinetwegen herein.“

Das etwas unmutige Geſicht des jungen Doktors verwandelte ſich aber unverſehens in ein ſonniglächelndes,

ſtrahlendes, als er einen Blick auf die Eintretende geworfen hatte. Dies war auch begreiflich, denn Maud Campbell war eine hervorragende, echt engliſche Schönheit.

Miß Maud wußte dieſes, ſie war es auch gewöhnt, daß junge Männer, welche ſie zum erſtenmal ſahen, gewöhnlich ſprachlos waren. Es wunderte ſie deshalb auch nicht, daß der Doktor Julius Quantner noch nicht einmal ein Wort der Begrüßung gefunden hatte, ſondern ſie nur wie verzückt anſtarrte.

„Nicht uahr, mein Herr, Sie ſein der Herr Doktor Quantner?“

Ihre Anrede riß ihn aus ſeiner Erſtarrung und machte ihm klar, daß er der jungen Schönheit als ein recht unhöflicher Menſch erſcheinen mußte. Raſch gewann er daher ſein gewohntes Selbſtbewußtſein und ſeine weltmänniſche Gewandtheit wieder.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich Sie nicht empfangen habe, wie es ſich gehört, ich bin etwas überraſcht. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Er trug einen Stuhl herbei. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Zunächſt, Herr Doktor, ich Ihnen ſoll ausrichten tauſend herzliche Grüße von Ihre Fräulein Schweſter.“

„Ah, verbindlichſten Dank, mein gnädiges Fräulein. Sie lernten meine Schweſter jedenfalls in Dresden kennen?“

„Yes. Uir uohnen zuſammen in dasſelbe Penſion. Uir ſein ſehr befreundet, Ihre Fräulein Schweſter ſind eine ſehr luſtige Mädchen, uir haben gefreſſen aus ſchon manches übermütige Streich. Die arme Penſionsmama ueiß davon zu erzählen.“

„So? Es iſt mir äußerſt angenehm zu hören, daß meine Schweſter eine ſolch reizende Freundin in der fremden Stadt gefunden hat. Aus Ihrer Mitteilung kann ich wohl ſchließen, daß Paula geſund und munter iſt.“

„O yes. Geſund und munter wie das Fiſch in das

Waſſer. Sie übt ſich jetzt darin, den Herren von das Schöpfung die Köpfe umzudrehen."

„Was?" rief Julius lachend. „Gnädiges Fräulein meinen gewiß nur die Köpfe verdrehen, denn ich will nicht hoffen, daß meine Schweſter in der Dresdener Penſion eine ſolche männermordende Neigung bekommen hat."

„Nun, uie Sie uollen, alſo die Köpfe umzuverdrehen. Sie hat das ſchon ganz hübſch von mir gelernt."

Julius ſah die Schöne verdutzt an. Offen war ſie, das mußte man ihr laſſen. Und von der berühmten engliſchen „Beſcheidenheit" ſchien ſie auch genug zu beſitzen. Wenn ſie nicht ſo reizend wäre, würde ſie einfach unausſtehlich ſein.

„Sie ſind gewiß auf der Durchreiſe hier, mein gnädiges Fräulein, und waren nun ſo liebenswürdig, mir die Grüße meiner Schweſter zu überbringen?"

„O no. Ich kommen direkt von Dresden, um Sie zu lernen kennen."

Der Doktor hatte ſich wohl ſtets für einen netten, liebenswürdigen Jungen gehalten, aber daß eine junge Dame, und eine ſolch bildſchöne noch dazu, zwölf Stunden Eiſenbahnfahrt macht, einzig und allein um ihn kennen zu lernen, das kam ihm doch etwas unheimlich vor. Er ſah die Engländerin verlegen an und meinte dann: „Gnädiges Fräulein belieben zu ſcherzen. Ein famoſer Witz, in der That. Wollen Sie Ihre Thätigkeit, den Herren die Köpfe umzuverdrehen, jetzt auf ein anderes Gebiet verlegen? Doch im Ernſt: Gedenken Sie ſich hier länger aufzuhalten?"

„Das hängen ganz von Ihnen ab, Herr Doktor. Ich haben aber nicht geſcherzt, ich bin gekommen von Dresden, ueil ich haben uollen lernen Sie kennen. Sie ſollen mir geben Ihre Kuh."

Der Doktor rückte ſeinen Stuhl etwas haſtig von der jungen Dame fort und ſah ſie zweifelhaft und mißtrauiſch

von der Seite an. Sollte es bei ihr im Kopf nicht richtig sein, oder wollte sie ihn zum besten haben?

„Ich verstehe nicht recht, mein gnädiges Fräulein. Ich soll Ihnen — meine — Kuh — geben?"

„O yes. Ich kommen deshalb gefahren von Dresden. Ich bin schon gewesen ganz traurig, daß ich nicht finden konnte die Kuh, nicht at home in England, nicht in der Schweiz, nicht in Ihr deutsches Vaterland. Und deshalb habe ich geklagt mein Leid Ihre Fräulein Schwester, daß ich nicht finden kann die Kuh, uelche mir noch fehlt in meine Sammlung. Doch Ihre Fräulein Schwester hat gleich gewußt Rat, sie hat gelacht, mich genommen um die Arme und gesagt: „O du thörichtes kleines Englishmadl! So verzagt, und das Gute liegen so nah. Du bist ja ein resoluter Kerl, also setze dich auf der Eisenbahn, fahre nach München zu meinem Bruder, verdrehe ihm um den Kopf und erobere dir von ihm seine Kuh." Da habe ich mich geschlagen vor die Kopf, daß ich nicht habe gedacht daran schon vorher, und habe gethan, uas mir hat Ihre Fräulein Schwester geraten."

Sie hatte ihn bei ihrer Erzählung so verführerisch angelächelt, daß es ihm ganz heiß ums Herz wurde. Die Situation war höchst seltsam. Sicher war es mit der Kleinen nicht ganz richtig, er mußte sie vorsichtig behandeln, um ihr nicht weh zu thun. Sie wollte seine Kuh haben für ihre Sammlung! Es war das sicher eine fixe Idee von ihr, gewiß so eine Art stillen, harmlosen Wahnsinns. Die Engländer hatten ja von jeher einen Spleen, und dieses arme, bildschöne Kind war nicht davon verschont geblieben.

Sie sammelte Kühe! Oder vielmehr, sie sammelte sie wohl nur in ihrer Einbildung, denn was wollte sie in Wirklichkeit mit derartig riesigen Sammelobjekten beginnen? Sie konnte sie doch nicht pressen und zwischen Bücher legen wie Blumen, oder an Nadeln im Glaskasten auf-

spießen wie Käfer, oder in Spiritus setzen wie Amphibien. Doch was sollte er jetzt mit ihr anfangen? Wenn sie gar einen Anfall bekäme? Er mußte jedenfalls auf ihre Idee eingehen, um sie nicht zu erregen.

Ernst und nachdenklich sagte er daher: „Also meine Kuh? Aber was wollen gnädiges Fräulein damit machen?"

„O, ich uollen ihr nur für meinen Fächer haben."

Dem armen Doktor brach der Angstschweiß aus. Er zog sein Taschentuch und wischte sich die Stirn. Dann sagte er so harmlos, als es ihm möglich war, und mit so sanfter Stimme, als spräche er zu einem Kinde: „Also für Ihren Fächer. Schau, schau! Sie wollen die Kuh gewiß darauf malen?"

„O no, nicht malen, das sein nicht nötig, Sie brauchen nur zu schreiben. Eine kleine Uidmung, ein Verschen, uenn Sie können dichten. Ich will ja kein Bild, sondern nur Ihre Kuh, ueil sie mir fehlt in meine Sammlung."

Herr des Himmels, schon wieder die Kuh und die Sammlung! Dem Doktor riß die Geduld, ihm war schon so, als wär' er selbst nicht richtig im Kopf. Er mußte endlich Gewißheit haben.

„Meine Kuh, meine Kuh! Was meinen gnädiges Fräulein eigentlich? Halten Sie mich für einen Gutsbesitzer oder Milchhändler? Woher sollte ein Doktor der Philologie eine Kuh bekommen! Meine Schwester muß sich einen schlechten Witz mit Ihnen gemacht haben, oder Sie wollen mich alle beide zum besten haben. Und das wäre nicht hübsch von Ihnen, mein Fräulein."

Sie sah den Doktor erstaunt und verdutzt an. „In England uird ein Herr niemals heftig gegen eine Dame," versetzte sie vorwurfsvoll, so daß der Doktor ganz verlegen zur Erde blickte. „Uoher Sie eine Kuh nehmen sollen? Aber Herr Doktor, Sie haben doch eine Kuh in Ihre

Namen." Sie nahm einen Bleistift und ein Stück Papier, schrieb etwas auf und hielt es ihm vor das Gesicht. Es war sein Name, Quantner. „Ist das keine Kuh?" fragte sie, indem sie auf den ersten Buchstaben, das „Q", zeigte. „Und ich brauchen sie, weil es —"

Sie hielt plötzlich inne, denn Julius war in ein fast krampfhaftes Gelächter ausgebrochen.

Maud Campbell sah ihn mit beleidigtem Gesichtsausdruck an, aber er faßte sich schnell.

„Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit," rief er, „aber ein solch köstliches Mißverständnis ist wohl noch nicht dagewesen. Darf ich offen sprechen?"

„Bitte, bitte," bat sie, neugierig geworden.

„Also denken Sie sich, gnädiges Fräulein, ich hatte Sie im Verdacht, es sei bei Ihnen hier oben" — er tippte sich an die Stirn — „nicht alles richtig. Sie sprachen fortwährend von meiner Kuh, die Ihnen für Ihre Sammlung fehle, und ich verstand, und konnte ja auch gar nichts anderes verstehen, da Ihre Aufklärung ein bißchen mangelhaft war, Sie sammelten Kühe, wirkliche, lebende Kühe! Ihre nicht ganz vollständige Kenntnis des Deutschen hat am meisten zu diesem Mißverständnis beigetragen. Dieser Buchstabe „Q" wird nicht „eine" Kuh, sondern „ein" Kuh ausgesprochen. Eine Kuh ist ein Tier, im Englischen cow!"

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört und den Zusammenhang sofort begriffen. Jetzt lachte sie hell auf und rief ein über das andere Mal: „O, das sein lustig, das sein zu köstlich, da uird sich Ihre Schwester lachen halb tot, uenn ich ihr uerde erzählen das!"

„Doch nun klären Sie mich einmal darüber auf, was Sie mit meinem „Q" machen wollten, mein gnädiges Fräulein. Denn es ist doch wohl sicher, daß Ihre Reise diesem Buchstaben und weniger mir gegolten hat?"

„O yes. Also hören Sie zu. Ich haben gehabt immer

sehr viel Verehrer, die mir haben gemacht den Hof. At home in England uir nennen das Flirt. Nun haben ich mir gekauft einen Fächer, uelcher hat vierundzwanzig Falten, und jeder Falte habe ich gegeben eine Buchstabe von das Alphabet. Und ein jeder Liebhaber hat müssen schreiben einen Vers oder eine Uidmung mit seinem Namen auf die Falte, uelches hat der Buchstabe von seinem Namen. Sehen Sie, und sämtliche Falten sind schon geschrieben voll, nur die Kuh —" der Doktor lächelte, sie sah ihn erstaunt an, dann begriff sie und lachte mit — „nein, nein! das O uollte ich sagen, das O uar noch leer. Ich fand nie einen Liebhaber, uelcher anfängt mit einem O."

Der Doktor hatte Mühe, ernst zu bleiben. Dabei konnte er seinen Blick von der liebreizenden Gestalt der jungen Engländerin nicht losreißen, er fand dieses Gemisch von harmlos-kindlicher Naivität und weitgehender Selbständigkeit entzückend.

„Und nun sind Sie nach München gefahren in der offenkundigen, boshaften und strafbaren Absicht, einem harmlosen Doktor der Philologie den Kopf „umzuverdrehen", ihm seinen Anfangsbuchstaben zu rauben und mit der Siegesbeute triumphierend nach Dresden zurückzufahren? Was würden Sie aber dazu sagen, wenn dieser selbe Doktor nun den Spieß umkehren würde, und Sie selbst seiner Sammlung weiblicher Vornamen einverleibte? Auch ich habe mir eine ähnliche Sammlung angelegt. In derselben fehlt mir just gerade der schöne Name Maud. Wollen wir also tauschen?"

Er hatte es lachend gesagt, sie dabei aber so sehnsüchtig angesehen, daß sie heiß errötete und ihr Herz fast hörbar klopfen fühlte.

Dann ging er, ohne ihre Antwort abzuwarten, plötzlich in den leichten Konversationston über und erkundigte sich danach, wo sie abgestiegen sei.

„Im Hotel zu die vier Jahreszeiten, uas mir als beſtes iſt uorden empfohlen.“

Schließlich verabredeten ſie miteinander, daß er ſie am nächſten Morgen im Gaſthof abholen ſolle, um gemeinſchaftlich die Pinakothek zu beſuchen. Weitere Pläne wollten ſie morgen machen.

— — — — — — — — — — — —

Aus den acht Tagen, in denen Maud dem Doktor den Kopf „umzuverdrehen“ hoffte, worauf ſie wieder nach Dresden zurückkehren wollte, waren vier Wochen geworden. Sie hatte eine bekannte engliſche Familie getroffen, welche Maud unter ihren Schutz nahm.

Endlich, nach vier langen Wochen, gab der Doktor ihr ſeine „Kuh“, jedoch nur, nachdem ſie ihm mit Herz und Hand verſprochen hatte, daß er nicht allein auf dem Fächer, ſondern auch im Leben ihr letzter Liebhaber ſein ſolle. Sie gab das Verſprechen gern, denn Julius hatte ihr erſt den Unterſchied zwiſchen einem „flirtenden“ und einem „liebenden“ Liebhaber gezeigt.

Als Maud nach Dresden abreiſte, wohin Julius in ſechs Wochen zur Feier der öffentlichen Verlobung nachkommen wollte, da ſie in der Zeit auch ihre Eltern aus England dort erwartete, nahm er einen einfachen goldenen Ring aus der Taſche und ſteckte ihn an ihr niedliches Händchen. Dann ſagte er ernſt: „Durch dieſen Ring biſt du ewig mit mir verbunden. Er ſoll dich daran erinnern, daß ich jetzt dein Ein und Alles bin.“

Sie weinte gerührt und dankte ihm mit einem zärtlichen Kuß. Nun pfiff die Lokomotive, noch ein Kuß, ein letzter Händedruck und ſchnaubend entführte die ſchwarze Rieſenſchlange des Doktors Lieb in die blaue Ferne.

In dem Abteil, das ſie allein inne hatte, zog Maud den Ring vom Finger und küßte ihn zärtlich. Dann betrachtete ſie ihn neugierig. Da ſah ſie, daß im Innern

desſelben das ganze Alphabet eingraviert war. Erſt lachte ſie über ihre Entdeckung, dann wurde ſie ernſt.

„Der gute, beſte Mann!“ flüſterte ſie innig.

Plötzlich nahm ſie mit einem heftigen Ruck ihre Reiſetaſche aus dem Netz herunter, wühlte haſtig darin und brachte einen länglichen Kaſten zum Vorſchein. Sie riß den Deckel auf, der Fächer mit den vierundzwanzig Buchſtaben lag darin.

Sinnend betrachtete ſie ihn einige Augenblicke, dann nahm ſie ihn mit einer heftigen Bewegung aus ſeiner ſchützenden Hülle und warf ihn mit kräftigem Schwung durch das geöffnete Fenſter auf den Bahndamm hinaus.

Kaiserliche Schnapsläden.

Eine Lösung der Alkoholfrage. Von Gerh. ten Boer.

Mit 3 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In den ersten Tagen des April 1901 fand in Wien der internationale Kongreß gegen Mißbrauch des Alkohols statt. Auf diesem Kongreß kam es zu einem heftigen Zwist zwischen den Vertretern der russischen Regierung und oppositionellen russischen Studenten, und man erfuhr dabei in der weiten Oeffentlichkeit von einer außerordentlichen Reform, welche in Rußland bereits seit einer Reihe von Jahren in der Durchführung begriffen und für das europäische Rußland jetzt vollendet ist: nämlich von der Einführung des Alkoholmonopols unter ganz besonderen Formen. Die Regierungsgegner behaupten, diese Reform habe nicht nur ihren Zweck verfehlt, sondern sogar dem Lande Schaden gebracht. In Wirklichkeit ist aber das Gegenteil der Fall. Die Reform hat dem Lande jetzt schon nach kurzer Zeit großen Segen gebracht und wird ihm noch größeren bringen.

Der Gedanke zur Einführung des Regierungsmonopols auf Alkohol stammt vom Zaren Alexander III. Er sah ein, welch ungeheure Schädigung seinen Unterthanen durch den

mehr und mehr überhandnehmenden Branntweingenuß zugefügt wurde, und er hatte es sich vorgenommen, Wandel zu schaffen. Der bekannte Finanzminister Witte wurde von ihm mit der Ausarbeitung des Planes beauftragt, doch der frühzeitige Tod Alexanders III. verhinderte diesen, noch die Ausführung zu sehen. Erst unter der Regierung des jetzigen Zaren ist das Werk vollendet worden.

Wenn wir begreifen wollen, um was es sich bei der Reform für Rußland handelt und wie wertvoll diese Reform ist, so müssen wir uns die früheren Verhältnisse genau vergegenwärtigen. Der Russe der unteren Klassen, der sogenannte Muschik, hat stets eine leidenschaftliche Vorliebe für den Branntwein, für Wodka*), gehabt. Wodka ist ein Schmeichelwort, es bedeutet Wässerchen, und dieses Wässerchen trinkt der Russe in staunenswerten Quantitäten. Ohne jegliche geistige Interessen, ohne Bildung, ohne Anregung, sucht der Muschik in Kummer und Not, in Freude oder Langeweile seine Zuflucht im Branntwein. Und diese Trunksucht nahm in den letzten Jahrzehnten noch stetig zu. Um den „Traktier", das heißt die Schnapskneipe, in jedem Dorfe sah man täglich schwer betrunkene Männer und Weiber und leider auch manchmal Kinder herumliegen. Aus dem Innern erscholl wüstes Geschrei und Gesang. Schlägereien waren verhältnismäßig selten, weil der russische Muschik einen außerordentlich gemütlichen Charakter hat, und namentlich seine Trunkenheit sich harmlos äußert. Er ist im benebelten Zustande viel eher geneigt, alle ihm Begegnenden zu umarmen und zu küssen, als Händel anzufangen.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist für den russischen Muschik, soweit es sich um die Trunksucht handelt, gefährlich geworden. Er hatte seitdem niemand über sich, der ihm etwas vorschreiben konnte. Früher duldete der Herr

*) Die vielfach angewendete Form „Wutki" ist falsch.

nicht, daß sich die Leibeigenen durch vieles Trinken arbeitsunfähig machten, dem freien Muschik hatte niemand mehr etwas zu sagen, und er trank bis zur Sinnlosigkeit. Es kam dazu, daß die gewinnsüchtigen und betrügerischen Wirte einen Schnaps verkauften, den man direkt als Gift bezeichnen konnte. Es ist ja allgemein bekannt, daß das Schädlichste im Schnaps die Beimischungen sind, die sich neben dem reinen Alkohol vorfinden. Der reine Alkohol betäubt und erzeugt bei übermäßigem Genuß auch schwere Erkrankungen und Veränderungen im menschlichen Organismus. Viel schlimmer aber noch als der Alkohol ist das Fuselöl. Es ruiniert den menschlichen Körper, zerstört die Denkfähigkeit und erzeugt Degeneration des Gehirns in sehr kurzer Zeit. Je schlechter der Spiritus, desto mehr Fuselöl enthält er. Und die russischen Wirte verschenkten an den Muschik nur Spiritus allerschlechtester Sorte, der außerdem noch zu „Verschönerungszwecken" Farbzusätze und in vielen Fällen zur „Kräftigermachung" für die abgestumpften Kehlen der Säufer sogar Beimischungen von Salz- und Schwefelsäure hatte.

Daß solches Giftzeug nicht nur Krankheiten bei dem Individuum erzeugt, sondern daß dadurch die ganze Rasse degeneriert, ist selbstverständlich. Es war die höchste Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun. Dazu kam noch, daß der Wirt der Schnapskneipe jedes Dorfes auch gleichzeitig Inhaber einer Pfandleihe und Wucherer war, der seine betrunkenen Dorfgenossen in schamlosester Weise auszuziehen wußte. Der Muschik verpfändete oft dem Schnapswirt die zukünftige Ernte, ja, seine Kleidungsstücke, die er auf dem Leibe trug, um den Erlös in schlechtem Schnaps zu vertrinken. Gewöhnlich wurde der Traktierinhaber, wenn er recht gewissenlos war, in kurzer Zeit reich, während die Bauern des Dorfes vollständig verarmten.

Man hörte immer und immer wieder von Hungers-

nöten in Rußland, und der Westeuropäer kann nicht begreifen, wie denn dergleichen in einem europäischen Lande möglich ist, und daß die Regierung nichts thut, um die Wiederkehr solcher Ereignisse unmöglich zu machen. Eine im Jahre 1888 entstehende Hungersnot war es, die den Kaiser Alexander III. veranlaßte, den energischen Entschluß zur Bekämpfung der Trunksucht zu fassen. Der Zar begnügte sich nicht mit der Erklärung, daß die Hungersnot eine Folge des Klimas, eine Folge anhaltender Dürre sei, die in manchen Gegenden des weiten russischen Reiches allerdings jahrelang hintereinander entsteht. Der Zar sah vielmehr ein, daß die Hungersnot zum Teil auf die soziale Verkommenheit der Muschiks zurückzuführen sei. Die Leute vertranken ihre gesamte Energie und verloren ihre Arbeitslust; sie verpfändeten die Ernte auf dem Halme und hatten natürlich zum Frühjahr weder Geld noch Kredit, um Saatgetreide zu kaufen. Ganze Dörfer, ja ganze Distrikte wurden auf diese Weise durch die Schnapspest zu Grunde gerichtet.

Was sollte nun geschehen? Mit Verfügungen gegen die Trinker war offenbar nichts zu machen, denn es war vorauszusehen, daß dieselben entweder lax ausgeführt oder von den Muschiks umgangen werden würden. Schwere Strafen hatten sich schon in früheren Fällen als unwirksam erwiesen. Es mußte aber etwas Durchgreifendes, etwas Energisches geschehen, und man entschloß sich zu einem Schritt, der allerdings nur in Rußland möglich war und den man in keinem anderen Staate hätte unternehmen können. Am 1. Januar 1895 wurden in einzelnen Provinzen sämtliche Schnapskneipen, die sich im Privatbesitz befanden, geschlossen und durch Regierungsverkaufsstellen ersetzt. Man dehnte von Jahr zu Jahr diese Maßregeln aus, und jetzt ist im ganzen europäischen Rußland keine private Schnapskneipe mehr zu finden.

Der Muschik hat jetzt keinen Ort mehr, wo er seiner Trunksucht frönen kann. Infolge der Schließung des Traktiers hat auch die Bewucherung der Bauern in gewaltigem Umfange abgenommen.

Ohne Wodka aber kann der Muschik nicht leben. Hätte man ihm den Schnaps ganz und gar genommen, so hätte er zu Surrogaten gegriffen, und die Sache wäre womöglich noch ärger geworden. Die Regierung sorgte also dafür, daß man in Rußland guten, reinen Schnaps ohne alle schädlichen Beimischungen an ihren amtlichen Verkaufsstellen haben kann.

Die bedeutende private Spiritusfabrikation hat die Regierung indes nicht unterdrückt. Sie gestattet auch heute noch jedermann die Fabrikation von Spiritus, aber unter zwei Bedingungen: die Fabrikation erfolgt unter Aufsicht des Staates, und der Erzeuger darf nur an den Staat verkaufen. Der Staat hat das Verkaufsmonopol an den Konsumenten.

Man hat höchst sinnreiche Zähl- und Meßapparate erfunden, welche in den Spiritusbrennereien aufgestellt werden und auf deren Zifferblättern auf das genaueste angezeigt wird, wie viel Liter Spiritus fabriziert worden sind und welche Alkoholprozente der fabrizierte Spiritus hat. Es sind die denkbar größten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um einen Betrug in dieser Beziehung zu verhindern. Die Inspektoren, welche die Fabriken bereisen, brauchen nur von den Zifferblättern der Zählwerke die Zahlen abzulesen, um genau informiert zu sein über das, was in ihrer Abwesenheit und seit ihrem letzten Besuch an der betreffenden Stelle erzeugt worden ist. In größeren Städten hat die Regierung besondere Laboratorien errichtet, an welche der gesamte Spiritus, den die Privatproduzenten erzeugen, abzuliefern ist. Hier wird der Spiritus auf das sorgfältigste gereinigt, vollständig entfuselt und auf seine Alkoholprozente

geprüft. Dann wird in den kaiserlichen Destillerien Schnaps daraus angefertigt und dieser in Flaschen verschiedener Größe gefüllt, die mit dem kaiserlichen Siegel verschlossen werden. Es giebt in ganz Rußland in keiner Kneipe mehr ein einzelnes Gläschen Schnaps zu kaufen. An die Stelle dieser Kneipen sind die kaiserlichen Verkaufsläden getreten, in denen Schnaps flaschenweise zum Hausverbrauch verkauft wird.

Die Einrichtung eines solchen Ladens besteht in einer Anzahl hoher Wandschränke mit Schnapsflaschen aller Sorten und Größen und einem durch Drahtgitter abgetrennten schalterartigen Raum, worin hinter dem Schalterfenster der Verkäufer oder die Verkäuferin sitzt. Die russische Regierung, welche den Charakter der Muschiks genau kennt und auch psychologisch auf die Branntweintrinker einzuwirken sucht, hat verfügt, daß jeder, der einen solchen kaiserlichen Schnapsladen betritt, sich musterhaft aufzuführen hat. Der Muschik muß schon im Hausflur seine Mütze abnehmen und darf sie nicht eher wieder aufsetzen, als bis er nicht nur den Laden, sondern auch den Hausflur verlassen hat. Er darf sich nicht länger in dem Laden aufhalten, als um an dem Schalter sich eine versiegelte und etikettierte Flasche mit Branntwein zu kaufen. Weder im Hausflur noch im Verkaufsraum befindet sich die geringste Sitzgelegenheit. Es ist beständig Aufsicht vorhanden und bei strenger Strafe verboten, im Verkaufsraum die Flasche zu öffnen. In kleineren Orten, in denen sich die Errichtung eines solchen kaiserlichen Schnapsverkaufs nicht lohnt, giebt man Kaufleuten die Flaschen Schnaps zum Vertrieb. Bei strenger Strafe ist ihnen verboten, anders als flaschenweise den Schnaps zu verkaufen, und die Provision, welche sie für den Verkauf erhalten, ist so gering, daß sie gar kein Interesse haben, jemanden zum Ankauf noch besonders anzureizen.

Bierstuben dagegen unterliegen keiner Behinderung, unterstehen nur einer strengen Aufsicht. Bier und alle sonstigen Stoffe aus gegorenem Malz können in diesen Lokalen verkauft werden, auch Wein, nur kein Tropfen Branntwein. Die Kontrolle führt nicht allein die Polizei, sondern auch die systematisch in jedem größeren Orte errichteten Mäßigkeitsvereine, welche von der Regiernng Geldunterstützung erhalten und für welche sich von Berufs wegen alle Beamten und Geistlichen auf das eifrigste interessieren müssen.

Klugerweise hat man sich aber bei der russischen Regierung gesagt, daß diese Maßregeln noch nicht genügen. Auch der Muschik will heutzutage Unterhaltung und Vergnügen haben. Das fand er bisher in einer für ihn freilich außerordentlich schädlichen Weise in der Kneipe. Nachdem man ihm die Schnapskneipe weggenommen hat, muß man ihm einen Ersatz bieten, man muß ihn zu anständigen, unschädlichen Vergnügungen erziehen, und deshalb ist es die von der Regierung kontrollierte und mit Geld reichlich unterstützte Aufgabe der Mäßigkeitsvereine, überall, wo es geht, öffentliche Bibliotheken mit Lesezimmern zu errichten, Theateraufführungen zu veranstalten, gesellige Vereinigungen der Bauern und Arbeiter mit ihren Familien zu veranstalten, bei denen man singt, Gesellschaftsspiele spielt oder Vorträge anhört.

Dieses Experiment war nach den verschiedensten Richtungen hin gewagt. Auch die Kosten, welche die Regierung dafür aufgewendet hat, waren sehr hoch. Doch es kam wieder ein. Im Jahre 1898 haben die Einnahmen des russischen Staates aus dem Branntweinmonopol vierhundertsechzig Millionen Mark betragen, davon waren sechzig Millionen reiner Profit. Pekuniär ist die Sache also durchführbar, sie bringt dem Staate sogar noch einen erklecklichen Ueberschuß; daß sie aber auch in moralischer und sozialer

Beziehung Nutzen gebracht hat, geht daraus hervor, daß die Einlagen in den Sparkassen gerade in den ländlichen Bezirken Rußlands in der letzten Zeit stark zugenommen haben. Es steht ferner fest, daß sich seit Einführung des Monopols der Wohlstand in den ländlichen Gemeinden gehoben hat, daß weniger Verbrechen als früher begangen werden, daß weniger als früher der „Mir", die Dorfgemeinde, Veranlassung nimmt, eines seiner Mitglieder wegen Faulheit, Trunkenheit und Nichtsnutzigkeit zu bestrafen oder gar dem Staat zur Verschickung nach Sibirien zu übergeben.

Dieser russische Versuch, die Branntweinpest einzudämmen, ist im höchsten Grade geeignet, die Aufmerksamkeit aller Staatsmänner und Volksfreunde in allen zivilisierten Staaten auf sich zu ziehen. Die Alkoholfrage ist ja mehr oder minder überall brennend. Wie weit das russische Vorgehen auf die Dauer nützen und sich bewähren wird, darüber ist es noch zu früh, zu urteilen; jedenfalls aber ist es zu bewundern als eine Maßregel, wie sie in solchem Umfange und in so eigentümlicher Weise bisher noch nie von der Regierung eines großen Staates durchgeführt worden ist.

Mannigfaltiges.

Ein unhiſtoriſches Attentat. — Am 6. Februar 1858 waren die ſüditalieniſchen Zeitungen voll von einem Piſtolenattentat auf den König Ferdinand II., das bei einer Ausfahrt desſelben verübt worden ſein ſollte. Doch niemand hat dieſes Attentat mit angeſehen, obgleich der Vorgang am hellen Tage am Strande des Golfes von Neapel ſich abgeſpielt haben ſoll. Erſt nach vielen Jahren hat man die ſonderbare Geſchichte dieſes ſonderbaren Attentats erfahren.

Zu Anfang Februar des Jahres 1858 ſaßen zwei Engländer in einem kleinen Maleratelier eines verfallenen neapolitaniſchen Landhauſes, der Maler Richard Monk und ihm gegenüber Lord Marly, deſſen Porträt der erſtere malen ſollte.

Monk war ein armer Künſtler, welcher ſich, von einem glühenden Kunſtenthuſiasmus beſeelt, nach Italien förmlich durchgebettelt hatte. Hier ging es ihm recht ſchlecht, und ſein Los wurde nur wenig dadurch gebeſſert, daß er ſeinen Landsmann Lord Marly kennen lernte, der ihm für ſein Porträt zehn Guineen verſprochen hatte. Der Lord war einer jener in damaliger Zeit beſonders zahlreichen Engländer, die, mit dem ſogenannten Spleen behaftet, ſich in allerhand Extravaganzen gefielen. Von Natur war Lord Marly eher geizig als freigebig, und es mußte über ihn eine jener ſonderbaren Stimmungen kommen, über welche er ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben wußte, um ihn verſchwenderiſch zu machen.

Während der Maler an dem bereits halb fertigen Porträt

pinſelte, hatte er mit dem Lord eine Unterhaltung über die gegenwärtige Politik Neapels angeknüpft.

„So wird es nicht lange weiter gehen," ſagte Monk, „König Ferdinand iſt ſeinem Volke verhaßter, als es je ein Monarch war."

„Hat nichts zu ſagen," erwiderte der Lord, „es giebt nur ein Volk, das ſeine Freiheit zu wahren weiß, und das iſt das engliſche. Sie werden ſehen, der König mag es noch ſo arg treiben, es bleibt alles wie zuvor."

„Ich meine doch," erwiderte der Maler, „daß auch andere Völker nicht ſo geduldig ſind; man darf nur an die große franzöſiſche Revolution erinnern, oder aus der allerjüngſten Zeit an das Attentat Orſinis auf Napoleon III. Dieſer Orſini war doch ein Italiener."

„Das iſt wahr," gab der Lord zu, „es giebt einige Teufelskerle unter den Italienern. Ich muß ſagen, daß dazu ein ganz beſonderer Mut gehören muß, am hellen Tage, inmitten einer Volksmenge, umringt von Soldaten und Polizei, ein ſolches Attentat auszuüben."

„Das möchte ich beſtreiten, Mylord. Ich meine, daß dazu wenig Mut gehört, und daß dazu die meiſten Menſchen bereit ſein würden, vorausgeſetzt, daß ſie einen genügenden Antrieb hätten."

„Das iſt mir undenkbar, lieber Freund, oder würden Sie ſelbſt —"

„O gewiß, Mylord, mein Leben iſt ohnehin nicht beneidenswert. Wenn ich wüßte, daß es mir beſſer gehen würde als jetzt, dann wüßte ich nicht, was mich hindern ſollte —"

„Würden Sie es zum Beiſpiel wagen," unterbrach ihn der Lord „in der Nähe des königlichen Wagens einen Schuß mit einer blind geladenen Piſtole abzugeben?"

„Ich ſagte es ja — unter Umſtänden."

„Nun gut, wetten wir um tauſend Pfund. Wenn Sie verlieren, werde ich den Betrag in Gemälden von Ihnen entnehmen."

Der Maler hatte ſich erhoben und ging erregt hin und her. Endlich glätteten ſich ſeine nachdenklichen Züge, und mit einem halben Lächeln ſagte er zum Lord gewandt: „Es ſei, ich nehme die Wette an."

Am folgenden Tage erhielt der Polizeiminister des Königs Ferdinand folgendes anonyme Schreiben:

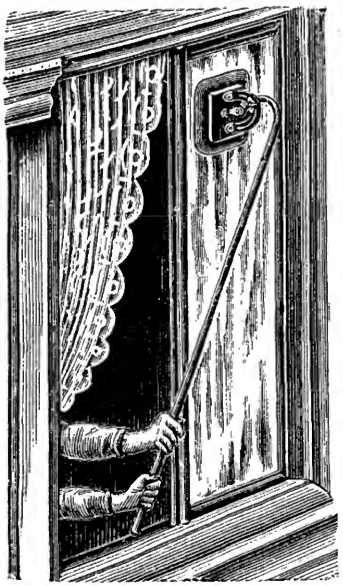
„Excellenz! Ich bin Mitglied einer Gesellschaft Verschworener, und heute hat mich das Los getroffen, auf den König während seiner Spazierfahrt zu schießen. Jedoch bin ich ein Gegner solch hinterlistiger Mordthat und einer solchen auch nicht fähig. Würde ich aber die mir aufgezwungene That nicht vollführen, so hätte ich mein Leben verwirkt, das nach Unterlassung der That unter keinen Umständen sicher wäre. Ebensowenig wäre dem König geholfen, da sicherlich, würde ich mich weigern, ein anderer der Verschworenen die That vollbringen würde. Mir ist daher ein Mittel eingefallen, sowohl das Leben des Königs, als auch das meine zu schützen. Lassen Sie morgen in den Zeitungen, sowie sonst durch Ihre Organe bekannt machen, daß während der Mittagszeit am Strande, während der König seine gewöhnliche Spazierfahrt machte, ein Pistolenschuß auf ihn abgefeuert worden sei, lassen Sie hinzufügen, daß der Attentäter sich nach vollbrachter That ins Meer stürzte und wahrscheinlich ertrunken sei. Das ist der einzige Weg, auf welchem das Leben des Königs gerettet werden kann. Andernfalls können Sie versichert sein, daß er in großer Gefahr ist, wie sehr man ihn auch überwachen mag, sobald er seinen Palast verläßt."

Der Brief hatte die gewünschte Wirkung. Mit Staunen las Lord Marly in der Zeitung die Nachricht von dem Attentat, genau so ausgeführt, wie der Maler es ihm vorher gesagt hatte. Und als Monk ihm mit vielen Ausschmückungen erzählte, wie er nach Abfeuerung des Schusses sich ins Meer gestürzt habe und lange unter Wasser schwimmend endlich ans Land gekommen sei, zahlte ihm der Lord voller Bewunderung die verwetteten tausend Pfund aus.

Zur Ehre des Malers sei es aber gesagt, daß er etwa zehn Jahre später, als seine Gemälde ihn berühmt und reich gemacht hatten, dem Lord sowohl das Geld wieder zukommen ließ, als auch ihm einen wahrheitsgetreuen Bericht über das niemals stattgefundene Attentat abstattete. M. H—d.

Neue Erfindungen: I. Ein Fensterputzapparat, wie ihn unser Bild veranschaulicht, gehört zu den Erfindungen, die jede

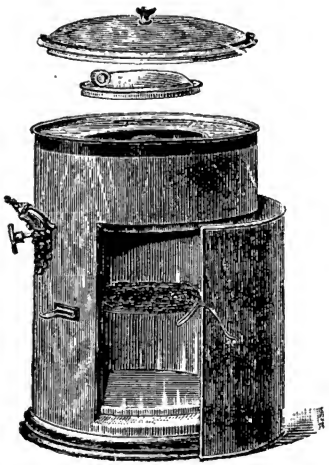
Hausfrau sich nutzbar machen sollte, in deren Wohnung, wie das zum Beispiel häufig noch in alten Häusern in Norddeutschland und wohl auch anderswo der Fall ist, die Fenster sich nach außen öffnen. Die Dienstmädchen werden dadurch gezwungen, beim Putzen der Scheiben auf die äußere Fensterbank hinauszutreten, und immer wieder kommt es vor, daß eines der Mädchen dabei hinunterstürzt. Dergleichen Unglücksfälle werden durch den Fensterputzapparat unmöglich gemacht. An einem je nach Bedarf längeren oder kürzeren Stiel ist mittels einer sehr einfachen Stellvorrichtung eine quadratische Holzplatte angebracht, die an der Außenseite mit einer starken Filzeinlage versehen ist. An diese werden die zu verwendenden Putzlappen mit einem dazu beigegebenen Gummiring befestigt. Auch einen Schwamm kann man auf diese Weise an der Platte anbringen. Die oben erwähnte Stellvorrichtung dient dazu, der Putzplatte am Stiel jede gewünschte, für die betreffende Arbeit erforderliche Stellung zu geben. Man kann mittels dieses Fensterputzapparates alle Scheiben außen waschen, abreiben, trocknen und polieren, ohne selbst eine Leiter benutzen zu müssen; die Arbeit des Fensterputzens ist damit also nicht nur sicherer, sondern auch bequemer. F. Z.



Fensterputzapparat.

II. Zimmerkühlschrank als Ersatz eines Eisschrankes. — Bei dem abgebildeten Zimmerkühlschrank handelt es sich nicht etwa darum, die Temperatur in einem Raume abzukühlen, son-

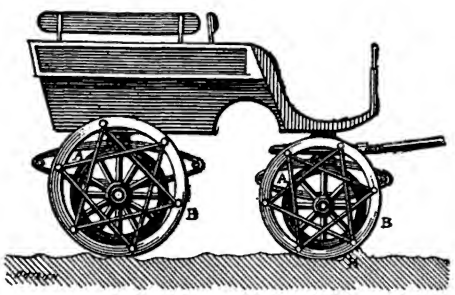
dern um einen Behälter zur Aufnahme von Speisen oder Getränken, die man im Zimmer aufbewahren und doch stets frisch und kühl zur Hand haben will. Die Eisschränke finden ja in der Speisekammer oder in einem anderen Nebenraume Aufstellung, da ihre Größe oder Form und Ausstattung es nicht thunlich erscheinen lassen, sie im Speisezimmer unterzubringen. Deshalb dürfte es unsere Hausfrauen interessieren, mit einem kleinen Kühlapparat aus lackiertem Blech bekannt gemacht zu werden, der nicht nur geeignet, sondern eigens dazu gefertigt ist, im Zimmer sein Unterkommen zu finden. Sein innerer Durchmesser beträgt 33 Centimeter, die innere Höhe 35 Centimeter. Der zum Kühlen der Speisen und Getränke dienende innere Behälter ist von einem äußeren Blechmantel so umgeben, daß ein Zwischenraum von 2 Centimeter gebildet wird und dadurch eine Isolierung des Innenbehälters entsteht. Unmittelbar auf letzterem ruht der herausnehmbare Eisbehälter, ihn nach obenhin vollkommen abschließend. Außerdem ist der Apparat mit einem festschließenden Deckel versehen; im Innern befindet sich ein herausnehmbares Drahtgestell zur Aufnahme der Speisen u. s. w. Zum Schutz gegen das Rosten erhält der Eiskasten einen Anstrich, der geruchlos ist, damit sich dem Inhalt kein übler Duft mitteilen kann. Bei einer einmaligen Tagesfüllung des Behälters mit 2 Kilogramm Eis hält sich in einer Zimmerwärme von 25 Grad Reaumur die Temperatur im Innern des Kühlers beständig auf bloß 6 Grad. Wo kein Eis vorhanden ist, läßt sich eine starke Abkühlung auch schon mittels kalten Wassers erzielen. Da der Apparat nur wenig Raum in Anspruch nimmt, ist er überall im



Ein neuer Zimmerkühlschrank als Ersatz eines Eisschrankes.

Zimmer aufstellbar und kann im Sommer auch auf Reisen leicht mitgeführt werden. Fr. R.

III. Das Izard-Rad. — Um die beträchtlichen Kosten für das Schienengeleise der verschiedenen Straßen- oder Trambahnen zu ersparen, hat der französische Techniker Izard eine eigenartige Konstruktion erfunden, die unsere Abbildung veranschaulicht. Bei den nach ihm benannten Izard-Rädern ist das Schienengeleise entbehrlich, weil mit ihnen eine fortlaufende Schiene unmittelbar verbunden ist. Jedes Rad besitzt eine solche Schiene in Form eines eisernen Ringes, der es mit einem Spielraum von einigen Centimetern umgiebt. Das Rad A sitzt in herkömmlicher Weise auf der Achse; der eiserne Ring B, der es umgiebt und auf dessen unterem Teile es ruht, wird von Querbändern festgehalten, die sich an den Felgenkranz lehnen. Auf diese Weise hat nun jedes Rad seine eigene Rundschiene, die sich ohne jeden Mechanismus mit ihm fortbewegt und auf dem in jedem Momente der unterste Teil des Rades eine Stütze findet. Um sich darüber klar zu werden, welcher Vorteil durch diese Konstruktion erzielt wird, muß man die Räder beim Ueberwinden einer Unebenheit des Bodens betrachten, wie solche auf unserem Bilde am Vorderrade bemerkbar ist. Der ganze Wagen muß über dieses Hindernis hinweggeführt werden, und da der Zug im horizontalen Sinne erfolgt, so wird ein gewöhnliches Rad eine Hemmung erfahren, die nur durch vermehrte Kraftanstrengung zu überwinden ist. Bei dem Izard-Rade bildet der Schienenreif aber eine Art geneigter Ebene für das innere Rad, welche dieses mit geringem Kraftaufwand zu passieren vermag, und dadurch



Das Izard-Rad.

wird der Wagen leichter über das Hemmnis weggeführt. Das Gleiche wird sich auf einer gepflasterten Straße in jedem Augenblick wiederholen; das Ergebnis soll nach der Versicherung des Erfinders ein sanfterer Gang des Wagens und ein beträchtlich geringerer Aufwand von Zugkraft sein. Auch soll durch eine einfache Schutzvorrichtung leicht zu verhindern sein, daß Schmutz und Schlamm sich zwischen Rad und Schienenring festsetzen. Fr. R.

Der Litteraturfreund. — Der bekannte französische Kritiker Francisque Sarcey saß eines Tages in seinem Arbeitszimmer, als ein jüngerer Herr bei ihm eintrat.

„Verzeihen Sie," sagte der Fremde, „daß ich hier bei Ihnen erscheine, ohne die Ehre zu haben, von Ihnen gekannt zu sein. Doch ich verfolge Ihre Artikel mit großer Aufmerksamkeit und muß Ihnen sogar bemerken, daß Sie gestern einen kleinen Irrtum begangen haben."

Der Fremde hatte mit seiner Behauptung recht, und es entspann sich eine sehr lebhafte Unterhaltung. Der Fremde war mit der modernen französischen Litteratur ganz genau vertraut, besonders mit Sarceys Schriften. Er schien sie alle zu kennen, selbst die, die schon um Jahre zurücklagen. Plötzlich fällt die Unterhaltung auf einen Gegenstand, den Sarcey sich vorgenommen hatte, einmal litterarisch zu behandeln.

„Sie haben jedenfalls den Artikel gelesen, den das „Petit Journal" über diesen Gegenstand bringt," sagte der Besucher. Doch Sarcey gestand ihm, er kenne den Artikel nicht, da er jenes Blatt nur selten lese.

„Nun gut," sagte der Fremde, „gestatten Sie mir, nach dem nächsten Zeitungsladen zu laufen; ich werde dort den Artikel suchen und ihn für Sie ausziehen. Ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können."

Sarcey lehnt dankend ab, doch der Fremde besteht auf seinem Anerbieten, er habe nichts weiter zu thun, sei Rentier und beschäftige sich ausschließlich mit Litteratur. Endlich giebt Sarcey nach, die beiden Männer schütteln sich die Hände, und der Fremde geht. Fünf Minuten später klingelt es an Sarceys Thür, es ist der Unbekannte.

„Entschuldigen Sie," sagte er lachend zu dem Kritiker, „aber ich habe vergessen, mir heute morgen, als ich fort ging, Geld einzustecken. Das ist mir ein bißchen unangenehm, denn ich wohne in Meudon und wollte heute abend in Paris dinieren. Das geht nun nicht an, aber vorher will ich doch jedenfalls die kleine Arbeit für Sie besorgen. Geben Sie mir also 50 Centimes für den Verkäufer." Dann fügte er in scherzendem Tone hinzu: „Ich werde sie Ihnen nie zurückgeben."

„Aber," sagte Sarcey zu ihm, „Sie können doch nicht so ohne einen Pfennig Geld bleiben!"

Der Fremde machte eine Handbewegung, als wenn er sagen wollte: „Was thut das? Eine solche Kleinigkeit geniert mich nicht." Sarcey aber holte einen Fünfzigfrankschein aus der Tasche und drang das Geld seinem Besucher auf. Endlich nahm dieser an, und im Scherze wiederholte Sarcey die Worte des Fremden, indem er möglichst im Tonfall des Unbekannten sagte: „Sie werden sie mir ja nie wiedergeben."

„Das kann schon sein," versetzte der Fremde, schüttelte Sarcey noch einmal die Hand und empfahl sich.

Er hat Wort gehalten, denn Sarcey hat den litterarisch gebildeten Gauner bis an sein Lebensende nicht wieder gesehen. L—n.

Eine von Frauen geleitete Strafanstalt. — Vor ungefähr dreißig Jahren machte der nordamerikanische Staat Massachusetts den Versuch, ein Besserungsgefängnis für weibliche Sträflinge unter weiblicher Leitung einzuführen. Die Anregung zur Errichtung einer solchen Anstalt hatten einige philanthropische Damen, beeinflußt von der Bahnbrecherin für Reformen im Gefängniswesen, Elisabeth Fry, gegeben. Im Jahre 1874 widmete der Staat 300,000 Dollars zur Erbauung einer solchen Anstalt, binnen drei Jahren stand dieselbe fertig da, und das Experiment mit einem Besserungsgefängnis unter ausschließlich weiblicher Leitung konnte beginnen.

Lange Jahre arbeitet nun bereits diese Anstalt, natürlicherweise nicht ohne traurige Erfahrungen und Enttäuschungen, aber mit stetig wachsendem Erfolge. Die Disziplin in der Anstalt war von allem Anfange darauf berechnet, auf die in derselben internierten Sträflinge in der Weise einzuwirken, daß sie ihre

Uebelthaten bereuen und sich so bessern, indem man dabei von der Anschauung ausging, daß keine menschliche Seele ganz und gar verdorben ist und daß kein Verbrecher all und jeden Ehrgefühls bar ist, wenn man nur den richtigen Weg einschlägt, dasselbe zu wecken; daß kein Uebelthäter dadurch gebessert wird, daß man ihm fortwährend seine Vergangenheit vorhält oder ihn fortwährend über dieselbe brüten läßt.

Die Sträflinge, die im „Massachusetts Reformatory Prison for Women" aufgenommen werden, stehen in verschiedenstem Alter und gehören den verschiedensten Nationen an, zeigen alle Grade von Bildung oder Unwissenheit. Die meisten sind jung. Nur wenige können weder lesen noch schreiben, die meisten aber sind ohne eigentliche Erziehung aufgewachsen. Ein Gerichtsdiener bringt den betreffenden weiblichen Sträfling in die Anstalt, ohne der Anstaltsleitung über das Vorleben der Person etwas Näheres mitzuteilen. Das Begleitschreiben des Gerichts enthält nur das Verbrechen, wegen dessen sie verurteilt wurde, und die Anstalt sucht keine näheren Details zu erfahren. Die notwendigen Daten über Alter und Herkunft werden notiert, darauf folgt ein gründliches Bad, die Verabreichung reiner und ordentlicher Kleider, die Untersuchung des Gesundheitszustandes durch die Aerztin.

Der Sträfling beginnt sein Gefängnisleben mit dem Eintritte in die sogenannte Prüfungsabteilung. Dort verbringt die Gefangene vier Wochen allein in einem hellen Gemache. Sie kommt in dieser Zeit mit anderen Gefangenen nicht in Berührung und sieht nur ihre Aufseherin. Nach Ablauf dieser Zeit kann man versichert sein, daß die Gefangene ruhig und einsichtsvoll genug geworden ist, um sich ordentlich aufzuführen. Jeder Sträfling erhält während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in der Anstalt wöchentlich ein Buch aus der sorgfältig zusammengestellten Bibliothek. Das Sträflingsgewand hat eine große Tasche, in welcher das Buch getragen wird. Während der Prüfungszeit kann die Gefangene sich also mit Lesen beschäftigen.

Nach Absolvierung der Einzelhaft des ersten Grades will kein Sträfling mehr sich wieder einer Trennung von seinen Kamera-

dinnen aussetzen. Die Aufseherin der betreffenden Gefangenen hat während der vier Wochen hinlänglich Gelegenheit gehabt, die Anlagen und den Charakter derselben kennen zu lernen, was für die künftige Behandlung von großem Werte ist. Ein weiterer Vorteil der Isolierung während der ersten Wochen nach Aufnahme in die Anstalt ist, daß die Neuigkeiten, welche die neue Gefangene von der Welt draußen mitbringt, nach Ablauf dieser Zeit für die übrigen Gefangenen nicht mehr interessant, sondern veraltet sind. Nebst der „Prüfung" giebt es vier Grade, jeder gewisse Privilegien umfassend, Privilegien, so unbedeutend an sich, daß sie fast lächerlich erscheinen dem, der sich nicht vorstellen kann, wie klein die „Welt" ist, auf welche diese Weiber angewiesen sind, und wie gering und intensiv deren Interessen sind. Eine verschiedene Kleidung, abwechselnde Speisen, serviert in besserem Geschirr, die Erlaubnis, die Hände während des Gehens anders halten, das Bibliothekbuch statt in der Tasche unter dem Arm tragen zu dürfen — das ist alles. Nur der, welcher mit Gefangenen zu thun gehabt hat, kann begreifen, was derlei Privilegien für diese bedeuten und welchen Einfluß sie auf deren Aufführung ausüben. Selbstachtung und Selbstbeherrschung werden wiederhergestellt bei mancher wankelmütigen oder verzweifelten Seele durch das Bemühen, den höchsten Rang zu erreichen innerhalb dieser kleinen Welt.

„Wir beobachten diese Frauen," sagte Frau Ellen Johnson, die Leiterin des Gefängnisses, in ihrem auf dem 1899 zu London stattgefundenen Frauenkongresse gehaltenen Vortrage, „wenn sie bei uns vorüberziehen zur Arbeit, zu den Mahlzeiten oder in die Kapelle, wir erkennen sofort die ersten, Hoffnung gebenden Symptome. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß Rückfälle vorkommen, häufig sogar. Das erstickte Gewissen, der geschwächte Wille, das verwirrte Geistesleben, die verworrenen Vorstellungen von Wahrheit und Moral, all dies hat sich zusammengeschworen, diese unglücklichen Opfer der Leidenschaften und Laster niederzuziehen und niederzuhalten. Aber keine Mühe wird gespart, um sie aufrecht zu halten, wenn sie fallen wollen. Geduld und Milde, vereint mit Festigkeit, Zeitlassen zur Besinnung und Reue, Verzeihung, wo nur möglich; Verlust der Grade oder bei schwereren

Fällen Abſtrafung — alle dieſe Mittel werden verſucht zu dem Zwecke, zu beſſern, wo Beſſerung möglich iſt."

Die Verſtattung von Zeit, um zur Beſinnung zu kommen, iſt eines der wirkſamſten Beſſerungsmittel. Nüchternes Denken ſtellt ſich ein, ſelbſt bei dem erregteſten und wütendſten Weibe, wenn ſie Zeit bekommt, ihr Gemüt abzukühlen und ihre Nerven zu beruhigen. Auch die Beſtrafung wird wirkſamer, wenn der Uebelthäter dazu gebracht wird, ſeinen Fehler einzuſehen und die Berechtigung der Strafe anzuerkennen. Verbrecher ſind gewöhnlich ſtumpf und ſchwerfällig in geiſtiger Beziehung. Sie betrachten ſich als Opfer einer Macht, die ſie ins Gefängnis gebracht hat einzig und allein, weil ſie eben die ſtärkere iſt. Sie müſſen alſo dahin gebracht werden, das Falſche ihrer Anſicht einzuſehen; ſie müſſen lernen, daß ſie nicht ohne Freunde ſind, und daß das Geſetz gerecht iſt. Wenn der Gehorſam Wert haben ſoll, muß er auf Einſicht gegründet ſein. Die Intelligenz eines Gefangenen zu wecken, iſt ein Unternehmen, welches Zeit und Geduld fordert.

Beſtrafungen werden in der Anſtalt ſcharf und plötzlich vollzogen; denn keine Lektion iſt wichtiger als die, welche Achtung vor dem Geſetze und Furcht vor deſſen Zorn lehrt. Ein Fundamentalſatz der in dieſer Anſtalt geübten Methode iſt gleichwohl, daß jeder Verbrecher durch Geduld und Milde gewonnen werden kann.

Diesbezüglich erzählt Frau E. Johnſon folgendes Beiſpiel: „Wir bekamen eine Gefangene, deren Intelligenz und Moral wenig über jener eines Tieres ſtand. Sie wies alle freundlichen Annäherungsverſuche zurück und war ſo trotzig, daß wir ſie ſtrafen mußten. Die Iſolierung und Ruhe hatten aber keine andere Wirkung, als daß ſie noch gereizter wurde. Sie ſchien entſchloſſen, ſich ſelbſt zu Grunde zu richten, aber wir wandten nur die Strenge an, die abſolut notwendig war, ſie im Zügel zu halten. Zu wiederholtenmalen wurde ihr ruhig, aber beſtimmt erklärt, daß ein ſo anhaltender Ungehorſam noch größere Demütigungen für ſie zur Folge haben werde. Indeſſen wollte ich nicht alle Hoffnung betreffs dieſer Perſon aufgeben. Ich ſetzte meine Ausdauer und Entſchloſſenheit gegen die ihrige und

ging fünf Wochen lang täglich zu ihr in der Hoffnung, das Gute in ihr werde siegen. Und es siegte wirklich. Eines Abends, als ich in ihre Zelle trat, brach sie in Thränen aus. ‚O, Frau Johnson!‘ rief sie aus, ‚ich habe so lange schon sagen wollen, daß ich das thun möchte, was Sie von mir verlangen, aber ich schämte mich. Darf ich morgen damit beginnen?‘ — Der Sieg war vollständig. Die Frau that fortan ohne Murren alles, was von ihr gefordert wurde.“

Nicht nur durch Zerstreuungen und Privilegien, die zu den verschiedenen „Graden“ gehören, sucht die Anstalt auf die Sträflinge einzuwirken, sondern auch durch andere Mittel: Blumen, Musik, Lektüre, Lieblingstiere, durch die kleinen Kinder, durch die hilflosen Kameradinnen im Krankenhause; denn auf irgend eine Weise kann man sicher den weichen Punkt im Herzen jedes Weibes treffen. Nur äußerst wenige sind gefühllos für Blumen. Die Beschäftigungen der Gefangenen sind derart, daß sie in ihrem künftigen freien Leben ihren Lebensunterhalt sich verdienen können: alle häuslichen Arbeiten, Handarbeiten, Kranken- und Kinderpflege, Wartung der Seidenraupen, Seidenfabrikation u. s. w. Die letztgenannte Beschäftigung lockt die meisten an und wird als Privilegium verwendet für jene Sträflinge, die sich verläßlich und standhaft in ihrer Besserung erweisen. Die Gefangenen, die nicht lesen und schreiben können, werden in zwei Klassen unterrichtet. Jede derselben verbringt abwechselnd eine Stunde täglich im Schulzimmer. Für die Gelehrigeren ist eine Abendklasse zu weiterer Ausbildung eingerichtet. Die Ruhepausen und die freie Zeit wird zum Lesen, Musizieren, zu Gesellschaftsspielen und anderen einfachen Zerstreuungen verwendet. Da erfahrungsgemäß der ungehinderte Verkehr zwischen den Sträflingen verschiedenen Alters und Grades schädlich ist, da sich ihr Gespräch, wenn sie sich selbst überlassen sind, stets nur um ihre verbrecherische Vergangenheit dreht, und dadurch die zarten Keime guter Vorsätze und der Anfang der Besserung gestört wird, dürfen die verschiedenen Grade niemals, sei es während der Arbeit oder während der Ruhe, miteinander sprechen. Jeder Grad hat seinen eigenen Korridor, seine eigene Zellenabteilung, seine eigenen Speisesäle und seine besonderen Bänke in der Kapelle, und

weder im Schul- noch im Arbeitsraume wird ein Gespräch geduldet.

Hiermit ist in großen Zügen der Geist, der in dieser eigenartigen Anstalt herrscht, und die Methode, nach welcher in derselben vorgegangen wird, dargelegt. Kurz resümiert sind die im „Reformatory Prison for Women“ geltenden Prinzipien folgende: „Einen Verbrecher bessern ist so viel, als einen Mitbürger gewinnen; kein Verbrecher ist unverbesserlich; Liebe regiert besser als Furcht.“ A. Weis-Ulmenried.

Eine Lektion. — Auf einer Jagd in den Bergen unweit von Ischl kam Erzherzog Albrecht von Oesterreich infolge plötzlich eintretenden Nebels von seiner Jagdgesellschaft ab und hatte sich bald im Gewirre der Felsen total verirrt, was bei seiner Kurzsichtigkeit wohl erklärlich war. Nach stundenlangem Herumirren traf er auf ein junges Bauernweib, das, eine schwere Last auf dem Rücken, dem Thale zuwanderte.

„Heda, Frau!“ rief sie der kaiserliche Prinz an, „wo führt der Weg nach Ischl?“

Die Frau sah den in seiner durchnäßten Jagdkleidung wenig vertrauenerweckend aussehenden Frager ärgerlich an. „Mußt ein rarer Wildschütz sein, daß dich so wenig auskennst. Bleib lieber daheim,“ entgegnete sie. Allein, als sie das verdutzte Gesicht des Mannes bemerkte, fühlte sie Mitleid und bedeutete ihm, ihr von ferne zu folgen, damit sie in keine Ungelegenheiten komme, sollte ihnen etwa ein Forstbeamter begegnen.

Nach einer Weile, die Dunkelheit setzte bereits ein, blieb die Frau stehen und wartete auf den ihr Folgenden. „Weißt was,“ sagte sie, „eine Schand ist es, daß ein so starkes Mannsbild eine Frau sich mit der schweren Holzlast abplagen sieht und leer hinterdrein läuft. Da, hock auf!“

Dem Erzherzog machte es anfangs Spaß, die Holzbündel zu schleppen; aber der Weg zog sich immer länger hin, und der arme Herr begann ernstlich müde zu werden.

Zum Glück traf man endlich auf die Jagdgesellschaft, die nicht wenig erstaunt war, den hohen Herrn mit einer so schweren Holzbürde sich abmühen zu sehen. Die respektvollen Bemühungen derselben gegen den Erzherzog erschreckten die Bäuerin nicht

beins miteinander verbunden, und die Sektion ergab, daß in dem Strang nur Falten des Bauchfells, nicht auch sonstige Organe lagen. Bei den am Rückenende vereinigten Fällen solcher Doppelbildungen hat man noch nie gewagt, eine operative Trennung auszuführen; bei den an dem Brustbeine vereinigten Doppelbildungen aber ist dies zweimal mit Erfolg geschehen. Der jüngste Fall dieser Art ist der der brasilianischen Schwestern Maria-Rosalina, die am 21. April 1893 zusammengewachsen auf die Welt kamen (siehe die nach Photographien angefertigten Bilder). Eine Operation verhieß in diesem Falle guten Erfolg, denn die beiden Wesen hatten nicht nur im allgemeinen eine sehr feste und gesunde Konstitution, sondern sie besaßen auch alle Organe doppelt, so daß jeder Körper ein gesondertes Leben zu führen in der Lage war. Bloß die Leber war gemeinsam oder bestand vielmehr aus zwei Teilen, die durch einen gemeinsamen Strang, der eine Art Brücke bildete, vereinigt wurden. Der brasilianische Chirurg Dr. Chapot-Prévost in Rio de Janeiro unternahm die Operation. Die eine der Schwestern, Maria, starb allerdings einige Tage hernach an einer Brustfellentzündung, die vermutlich eine Folge des operativen Eingriffs war, allein die kleine Rosalina hat diesen glücklich überstanden und sich zu einem gesunden Mädchen entwickelt, das von anderen Kindern des gleichen Alters sich nicht unterscheidet, wie unser Bild auf Seite 223 gewahren läßt. Sie ist intelligent und ganz normal gebildet; nur hat sie das Herz auf der rechten Seite, und das von ihr in Paris aufgenommene Röntgen-Photogramm (siehe das Bild auf Seite 224) läßt eine schwache Krümmung der Wirbelsäule nach jener Seite hin erkennen, wo sie früher mit ihrer Schwester zusammengewachsen war. Fr. R.

Liebevolle Gatten. — Ein vor kurzem in London gestorbener Mr. Sidney Dickenson hinterließ seiner Witwe ein Vermögen von 600,000 Pfund Sterling, verdarb ihr aber die ganze Freude über die Erbschaft mit folgender Bedingung:

„Wenn ich daran denke, daß die einzige glückliche Zeit in meiner Ehe die war, wenn meine Frau mit mir schmollte, so muß ich gestehen, daß ich so ziemlich glücklich war, denn sie schmollte fast immer. Deshalb will ich auch den Widerwillen

überwinden, den mir der Anblick ihres Gesichtes stets verursachte, und ihr mein Vermögen unter der Bedingung hinterlassen, daß sie tagtäglich zwei Stunden an meinem Grabe zubringt. Mit diesen Besuchen soll sie zehn Jahre lang fortfahren, und zwar in Begleitung meiner Schwester, die sie noch weniger leiden konnte als mich."

Ein ähnliches Testament, nur mit dem Unterschied, daß die Erbschaft mehr als bescheiden war, verfaßte William Darley aus Ash in Herfordshire. Er hinterließ seiner Frau einen Schilling mit dem Bemerken, er thäte das aus Anerkennung für die Gewandtheit, womit sie sich alle kleinen Summen aus seinen Taschen angeeignet hatte, deren sie nur habhaft werden konnte.

Ein Gutsbesitzer im nördlichen England teilte sein ziemlich bedeutendes Grundeigentum zwischen seiner Frau und seiner Schwester, die sich so schlecht miteinander vertrugen, daß sie jahrelang kein einziges Wort miteinander gesprochen hatten; doch er knüpfte die Bedingung daran, daß sie in jedem Jahr einen Monat zusammenleben und sich außerdem sechs Besuche im Jahr abstatten sollten; ferner mußten sie sich bei dieser Gelegenheit dreimal umarmen und küssen.

Ein anderer Herr, ein leidenschaftlicher Tabakraucher, dessen Frau den Tabak haßte und ihm infolgedessen oftmals Scenen gemacht hatte, hinterließ ihr die Hälfte seines Vermögens unter der Bedingung, sie solle täglich sechs Zigarren rauchen. L-n.

Der Maulwurf und sein Jagdtier. — In einem der letzten Hefte des „Biologischen Zentralblattes" giebt Professor Vos in Amsterdam einen höchst interessanten Beitrag zur Vervollkommnung unserer Kenntnisse über das Leben und Treiben des Maulwurfs. Wenn die meisten unterirdisch lebenden Tiere den Winter verschlafen, so macht der Maulwurf eine Ausnahme, und deshalb ist er auch während des Winters genötigt, für Nahrung an Insekten und Regenwürmern zu sorgen. Um nun bei seiner Jagd vor den kalten Fröſten mehr geschützt zu sein, gräbt er seine Gänge viel tiefer in den Boden hinein als im warmen Sommer, und dies um so eifriger, als auch seine Jagdbeute sich zu dieser Jahreszeit tiefer in die Erde zurückzieht. Da jedoch

dem Maulwurf das Jagen im Winter weniger zu behagen scheint als im Sommer, so häuft er, wie schon wiederholt beobachtet worden ist, so viel als möglich frische Vorräte an Nahrungsmitteln in seiner unterirdischen Behausung auf.

Die Hauptspeise des Maulwurfs besteht in Regenwürmern. Da diese aber in der Erde mindestens ebensogut Bescheid wissen als jener, so wäre es diesem unmöglich, eine größere Anzahl frischer, noch lebender Regenwürmer aufzubewahren, ohne daß sich dieselben früher oder später ihrer Gefangenschaft entzögen, wenn er sie nicht auf irgend eine Weise so zurichtete, daß ihnen die Flucht unmöglich gemacht wird. Daher werden die gefangenen Würmer von dem Maulwurf zu diesem Zweck verstümmelt, jedoch nur so weit, daß sie nicht daran zu Grunde gehen. In welcher Art und Weise diese Verstümmelung stattfindet, hat Professor Bos an einer Probe von etwa dreihundert Regenwürmern nachgewiesen, die ein Gärtner im nördlichen Holland in einem Maulwurfnest gefunden und dem Gelehrten zur Untersuchung zugesandt hatte.

Diesen sämtlichen Würmern fehlte das Kopfende, denn der Maulwurf hatte ihnen die ersten drei bis fünf Segmente abgebissen. Da bei der niederen Temperatur des Winters eine Neubildung des Kopfes, wie sie sonst beim Regenwurm etwas ganz Gewöhnliches ist, nicht eintreten kann, so hatte sich die Wunde nur mit einer Narbenhaut bedeckt. Diese Verstümmelung war bei allen Würmern ganz dieselbe, und sie waren alle noch am Leben. Das Merkwürdigste bei dieser Erscheinung ist wohl, daß der Maulwurf gerade den vordersten Teil des Wurmkörpers abbeißt, er muß also wissen, daß er nur durch diese Operation dem Regenwurm jede Möglichkeit zur Flucht raubt.

Der Regenwurm bewegt sich nämlich auf zwei verschiedene Arten, bei denen ihm der vordere Teil des Kopfes unbedingt nötig ist. Die erste Art der Bewegung geschieht, wie es der Leser wohl schon selbst beobachtet hat, dadurch, daß er mit seinem Kopfende nach einem im Erdboden vorhandenen Loche tastet, den Kopf in die Oeffnung hineinzwängt und dieselbe noch mehr erweitert. Das vordere Ende des Körpers wird dabei bedeutend verdickt und drückt das Erdreich nach allen Seiten hin fort. Bei

dieſer Bewegungsart wirkt demnach das Kopfende des Regenwurms gewiſſermaßen wie ein Keil.

Iſt der Erdboden jedoch ſehr dicht, und kann der Regenwurm keine Oeffnung finden, in die er ſeinen ſpitzigen Kopf hineinzwängen könnte, ſo hilft er ſich auf eine andere, noch merkwürdigere Weiſe. Er frißt ſich nämlich einfach an einer Stelle in den Boden hinein, indem er das Erdreich während ſeiner Fortbewegung verſchluckt, es durch ſeinen Körper hindurchgehen läßt und es durch die hintere Leibesöffnung wieder von ſich giebt. So frißt ſich dieſer Wurm durch den feſteſten Boden hindurch. Wer ſollte noch nicht die eigentümlichen erdigen Gebilde beobachtet haben, die im Frühjahr bisweilen wie dicker Bindfaden an den Rändern unſerer Gartenbeete liegen?

Aus dieſen Thatſachen geht hervor, daß der Regenwurm zur Flucht aus der Maulwurfshöhle unbedingt ſein Kopfende nötig hat. Der Maulwurf ſcheint das aus Erfahrung zu wiſſen und ebenſo, daß das Kopfende während des Winters nicht nachwachſen kann, und der Wurm trotzdem am Leben bleibt, weil er den Winter hindurch auch ohne Nahrung nicht zu Grunde geht. Der Maulwurf iſt nun mit friſchem Vorrat verſehen, bis die beſſere Jahreszeit wiederkehrt. L. H.

Ein Sturm im Waſſerglaſe. — In dem mecklenburgiſchen Landſtädtchen Plau hatte der Paſtor Chriſtoph Daneke am 10. November 1607 das Zeitliche geſegnet, der zweite Prediger an der Stadtkirche, der Kapellan Lemme, war in deſſen Stelle gerückt, und es handelte ſich nun um die Wiederbeſetzung des dadurch frei gewordenen Kapellanats. Die Plauer hatten gleich nach dem Tode Danekes ihrem Landesherrn, dem Herzog Karl von Mecklenburg-Güſtrow, einen Kandidaten für das erledigte Predigeramt in der Perſon des Rektors an ihrer Stadtſchule, Georg Kienaſt, vorgeſchlagen, denn dieſer entſtammte einer angeſehenen Familie, war in Plau, wo ſein älterer Bruder Samuel als Ratsherr dem Magiſtrate angehörte, geboren und wegen ſeines angenehmen Weſens bei vornehm und gering beliebt.

Dem Rektor Kienaſt allerdings bereitete die gute Abſicht ſeiner engeren Landsleute keine Freude. In Mecklenburg beſtand damals der Brauch, daß jeder Bewerber um eine durch den Tod

des bisherigen Inhabers frei gewordene Pfarre entweder die Witwe des verstorbenen Seelsorgers oder, falls der Dahingeschiedene erwachsene Töchter hinterlassen hatte, eine derselben heiraten mußte. Diese „Konservierung der Witwen und Töchter bei den Pfarren", wie man das nannte, hatte ihren guten Grund. Es fehlte nämlich an staatlichen oder kirchlichen Einrichtungen, aus denen die Hinterbliebenen der Geistlichen Pensionen erhielten. Um die Witwen und Waisen der Prediger nicht in die bitterste Not geraten zu lassen, hatte man daher jene Einrichtung getroffen, die freilich mit der Würde des geistlichen Standes sich recht wenig vertrug und von jedem feinfühligen Bewerber um ein Pfarramt als eine schwere Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit empfunden wurde.

So dachte auch Georg Kienast. Der Pastor Daneke hatte eine Witwe und eine Tochter von sechzehn Jahren, Namens Marie, hinterlassen. Die Plauer sahen es als selbstverständlich an, daß der Rektor ihrer Stadtschule, der noch unverheiratet war, nach seiner Wahl zum Kapellan Marie Daneke als Gattin heimführen werde. Dem jungen Rektor widerstrebte dies aber, denn Marie Daneke war von der Natur sehr stiefmütterlich mit weiblichen Reizen ausgestattet. Nein, da wollte er doch lieber Rektor bleiben. Dies setzte Georg Kienast seinem älteren Bruder Samuel, der einen großen Einfluß auf ihn ausübte, in einer vertraulichen Zwiesprache auseinander.

Der Ratsherr war im ersten Augenblick starr vor Ueberraschung. Er besaß einen ausgebildeten Ehrgeiz und sah schon Georg als wohlbestallten Prediger auf der Kanzel stehen. Und nun wollte dieser junge Mann aus übel angebrachtem Feingefühl die ihm angetragene Stelle ablehnen und dadurch sich selbst den Weg zu einer glänzenden Zukunft versperren. Das durfte er als älterer Mann, der das Leben aus anderen Augen ansah als sein ideal veranlagter Bruder, nicht zugeben. Lange blieb der junge Gelehrte allen Vorstellungen des Ratsherrn unzugänglich. Da griff Samuel zu einem letzten Mittel. In tiefernstem Tone wies er den Bruder darauf hin, daß die Plauer seine Ablehnung einfach nicht verstehen, sondern als eine ihnen zugefügte schwere Beleidigung auffassen würden. Georg stutzte,

er mußte die Richtigkeit dieſer Darlegung anerkennen. Was alle anderen von Samuel vorgebrachten Gründe nicht vermocht hatten, das brachte der Appell an das Heimatsgefühl Georgs zu ſtande. Nach ſchwerem inneren Kampfe gab er zögernd dem Bruder das Verſprechen, daß er Marie Daneke heiraten und damit das Hindernis, an dem ſeine Einführung in das Pfarramt ſonſt ſcheitern mußte, beſeitigen wolle.

Herr Samuel Kienaſt atmete erleichtert auf und verließ mit großer Befriedigung die Junggeſellenwohnung ſeines Bruders. Er zweifelte nicht daran, daß Herzog Karl die Bitte ſeiner getreuen Plauer ohne weiteres erfüllen und ihrem Schulrektor die zweite Predigerſtelle an der Stadtkirche verleihen werde. Aber gerade hierin täuſchte ſich der ſonſt ſo kluge, welterfahrene Ratsherr. Der Herzog hatte das freigewordene Amt ſchon einem ſeiner Günſtlinge, dem Subkonrektor Johannes Buſch an der Domſchule ſeiner Reſidenz Güſtrow, zugeſagt und ließ dies den Plauern durch ein Schreiben aus der fürſtlichen Kanzlei mitteilen.

Die guten Plauer gerieten hierüber in große Aufregung, die ſich noch ſteigerte, als der Subkonrektor Buſch nach ihrer Stadt kam, um der Witwe Daneke einen Beſuch abzuſtatten. Die Bedenken, welche Georg Kienaſt erſt nach langem Widerſtreben unterdrückt hatte, kamen ihm gar nicht. Der Brauch verlangte es nun einmal, daß er die Tochter des verſtorbenen Geiſtlichen heirate, und Johannes Buſch fügte ſich dieſer Forderung ohne langes Ueberlegen. So weit war alſo alles in Ordnung.

Inzwiſchen war aber auch der Ratsherr Samuel Kienaſt nicht unthätig geblieben. Er bot ſeinen ganzen Einfluß im Rat und in der Bürgerſchaft auf, um die Plauer in ihrem Widerſtande gegen den vom Herzoge aufgeſtellten Pfarramtsbewerber zu beſtärken. Sein jüngerer Bruder hielt ſich von dieſer Agitation fern, hegte vielmehr den ſtillen Wunſch, daß ſein Rivale das Kapellanat erhalten möge, da er ſelbſt dann die ehrſame Jungfrau Marie Daneke nicht zu heiraten brauche. Dem Ratsherrn kam bei ſeiner Stimmungsmache gegen den Günſtling des Herzogs ſehr zu ſtatten, daß Buſch kein Mecklenburger, ſondern von dem Landesherrn aus Sachſen an die Güſtrower Domſchule be-

rufen war. In jenen traurigen Zeiten, da schon die Wolken des Dreißigjährigen Krieges sich am politischen Horizont auftürmten, und das heilige römische Reich deutscher Nation in allen Fugen krachte, galt Sachsen den Mecklenburgern als Ausland. Und ein Ausländer sollte einem Plauer Stadtkinde bei der Besetzung des Kapellanats vorgezogen werden?! Nein, das gab der Lokalpatriotismus der Plauer nicht zu. Dazu kam noch, daß der Subkonrektor Busch weder plattdeutsch sprach noch verstand. In allen Kreisen der Pla er Einwohnerschaft bildete aber damals noch das Plattdeutsche die allein gebräuchliche Schrift- und Umgangssprache. Die Stadt- und Gerichtsbücher wurden in dieser Mundart geführt, die Geistlichen bedienten sich derselben auf der Kanzel, und nun wollte man den Plauern einen Prediger aufzwingen, dessen Hochdeutsch fremd und unverständlich an ihr Ohr klang. Das wollten sie sich unter keinen Umständen gefallen lassen, selbst auf die Gefahr hin, die Ungnade und den Zorn des Herzogs Karl auf sich herabzubeschwören.

Dem Fürsten blieb die Stimmung, die in Plau gegen seinen Günstling herrschte, nicht unbekannt, doch er schenkte ihr zunächst wenig Beachtung. Auf seinen Befehl mußte der Subkonrektor Busch um die Osterzeit 1608 abermals nach Plau reisen und dort seine Probepredigt halten. Er gab sich die redlichste Mühe, aber er predigte hochdeutsch, und sein sächsischer Dialekt trug auch nicht dazu bei, ihn seinen Zuhörern verständlicher zu machen. Den meisten Gemeindemitgliedern ging daher der Inhalt der Probepredigt völlig verloren, und die Bürgerschaft ersuchte den Rat dringend, dem Landesherrn in einer Eingabe nochmals vorzustellen, ein wie ungeeigneter Geistlicher Johannes Busch für die Plauer sei. In dem Schreiben, das den Ratsherrn Samuel Kienast zum Verfasser hatte, wurde zunächst hervorgehoben, „die ganze Gemeinde habe sich über das ausländische Idioma und die hohe Sprache des Subkonrektors nicht wenig beschweret und sei darüber sehr unglücklich, daß sie mit solcher unbekannten Sprache nunmehr solle versorgt und vorgestanden werden. Wenn auch der Herzog und dessen hochweise Räte den Subkonrektor wohl verständen, so komme dies daher, daß sie täglich mit solchem Idioma umgingen und solcher hohen Sprache gewohnt seien,

dagegen hätten die meisten Bürger in Plau zeit ihres Lebens solche hohe Sprache nicht gehört. Ferner könne auch des verstorbenen Pastors Daneke Tochter zu solch einem ausländischen Gesellen schwerlich Zutrauen fassen, der Herzog könne sich also leicht vorstellen, welch einen Ausgang dies nehmen, und wie der Satan und Eheteufel darüber frohlocken und sich belustigen würde." Schließlich gab das Schreiben seiner herzoglichen Gnaden zu bedenken, daß dem Plauer Magistrate das Berufungsrecht bei Besetzung freigewordener Predigerstellen zustehe, und daß er dasselbe schon früher wiederholt ausgeübt habe.

Herzog Karl wurde über diesen Brief höchst ungehalten. Er ließ durch seinen Geheimsekretär den Plauern erwidern, daß er das angebliche Berufungsrecht des Magistrats für eine „kecke und unbedachtsame Anmaßung" halte. Ebensowenig treffe es zu, daß die hochdeutsche Sprache den Plauern unbekannt sein solle; es sei das „ein erdachter Fund und Griff, denn die unbekannte Sprache könne ein jeder Bauer, wie schlicht und einfältig er immer auch sein möge, wohl verstehen". Im übrigen habe Serenissimus sein höchstes Mißfallen über den Ton, in dem die Eingabe des Magistrats gehalten sei, zu erkennen gegeben und lasse dem Magistrate und der Bürgerschaft Plaus aufs strengste befehlen, sich fortan des schuldigen Respekts und eines geziemenden Gehorsams ihrem Landesherrn gegenüber zu befleißigen.

Die Pastorswitwe Daneke hatte sich gleichfalls an den Herzog schriftlich mit der Bitte gewandt, doch dem Rektor Kienast, der ihrer Tochter ein viel angenehmerer Freiersmann sei als der ausländische Subkonrektor Busch, das Kapellanat zu verleihen. Serenissimus ließ sich aber nicht erweichen und erwiderte am 24. März 1608 der Witwe, daß es bei der geschehenen Anordnung sein Bewenden haben müsse. „Will aber," fuhr der Herzog in seinem Antwortschreiben fort, „die Tochter so zart sein und den von uns nach Plau verordneten Gesellen als Eheliebsten sich nicht gefallen lassen, so soll darum keine gezwungene Ehe gestiftet werden, sondern sie mag bei dem bleiben, welchen sie sich selbst auserwählet, und wird sie Gott mit demselben wohl ernähren."

Marie Danekes Liebe zu dem jungen Schulmanne war nicht tief genug, um sie zu veranlassen, dem ihr vom Herzoge zugedachten Bewerber einen Korb zu geben. Auch die zuerst so streitbaren Plauer fügten sich schließlich in den Willen des Landesherrn und wagten keinen Widerspruch, als Herzog Karl am 30. Mai 1608 die sofortige Ordinierung seines Günstlings befahl. Der Subkonrektor Busch wurde feierlich in das erledigte Kapellanat eingeführt und heiratete unmittelbar darauf Marie Daneke. Unter den Glückwünschen, die der jungen Frau an ihrem Hochzeitstage dargebracht wurden, waren keine ehrlicher und aufrichtiger gemeint als die Georg Kienasts. Er war innerlich sehr froh darüber, daß der Konflikt zwischen seinem Herzen und Verstande eine so glückliche Wendung gefunden hatte. Seinen Bruder, den Ratsherrn Samuel Kienast, verdroß allerdings der Ausgang des Streites nicht wenig, doch auch er beruhigte sich, als einige Jahre später die Bürgerschaft der mecklenburgischen Stadt Röbel, mit der Plau sich an Bedeutung und Einwohnerzahl nicht messen konnte, den jüngeren Bruder zum Prediger erwählte.

Georg Kienast überlebte seinen einstigen Rivalen um das Kapellanat in Plau. Busch starb dort 1625. Seine Witwe tröstete sich bald über den Tod ihres Gatten, sie schritt schon ein Jahr später zu einer neuen Ehe und heiratete den Nachfolger ihres Mannes im Amte. Georg Kienast erlag 1638 der Pest, die alle vier Prediger in Röbel und fast sämtliche Geistliche in der Umgegend dahinraffte. Hans Warnow.

Aus Omdurman. — Die ehemalige Residenz des Kalifen Abdullahi, des Nachfolgers des Mahdi, wurde bekanntlich am 2. September 1899 von der englisch-ägyptischen Armee eingenommen, und damit der ganze ägyptische Sudan der Zivilisation wiedergewonnen. Omdurman liegt am Ufer des Weißen Nils gegenüber Chartum, der verfallenen früheren Hauptstadt des weiten Gebietes. Der Reisende kann jetzt ohne jede Beschwer in jene noch vor wenigen Jahren so weltentlegenen Gegenden gelangen, da sie, seitdem sie unter englischer Verwaltung stehen, keine Gefahren mehr für den Europäer haben. Omdurman hebt sich auch als Handelsplatz immer mehr, obgleich die oberste Verwaltung des Landes noch in militärischen Händen liegt, nämlich

interessante Photographie, die wir unseren Lesern hier wiedergeben, zeigt den Sirdar im Hofe seines Palastes nach dem ersten dort abgehaltenen amtlichen Empfange, umgeben von seinen Offizieren, ägyptischen Beamten, einer Anzahl Europäer, englischer und belgischer Ingenieure und Industrieller, den Führern einer Expedition aus Uganda, dazu einheimischen Häuptlingen, Soldaten von der schottischen Wache u. s. w. Es ist kein Zweifel, daß der ägyptische Sudan unter englischer Verwaltung eine bedeutende Zukunft haben wird. F. Z.

„Heß, laß dich köpfen!“ — Im Jahre 1837 war in Gießen ein Mörder und arger Taugenichts Namens Heß zum Tode verurteilt worden, und Großherzog Ludwig II. hatte das Urteil bestätigt. Die Exekution sollte vor sich gehen, und der Scharfrichter Rettig von Ettlingen war damit betraut worden. Damals amtierte in Gießen der Kirchenrat Engel, ein kleiner, wohlbeleibter und humorvoller Mann, der nicht nur auf Kindtaufen und Hochzeiten, sondern auch auf der Kanzel oft Anlaß zu großer Heiterkeit gab. Engel bereitete gewöhnlich die Verurteilten zum Tode vor. Diesmal aber, bei Heß, schien er mit seinen Ermahnungen nicht den gewünschten Eindruck erzielt zu haben, denn schon auf dem Wege zur Richtstätte benahm sich der Verbrecher recht ungebärdig. Am Schafott angekommen, weigerte er sich hartnäckig, sich auf den verhängnisvollen Stuhl zu setzen, nannte das Todesurteil ein ungerechtes, nahm alle seine Geständnisse zurück, und so wurde die Hinrichtung in der That aufgeschoben, und der Verbrecher in seine Zelle zurückgebracht, wo ein neues Verhör die Grundlosigkeit seines Leugnens feststellte, und das versammelte Hofgericht die sofortige Vollziehung des Todesurteils beschloß. Am Abend desselben Tages wurde Heß also abermals auf das Schafott gebracht. Er benahm sich wieder sehr ungebärdig, wollte sich die Hände nicht binden lassen, kurz, er machte, wie der Kirchenrat später erzählte, „einen Teufelsskandal“, überschrie den Trommelwirbel, ballte die Fäuste gegen den Henkersknecht und stieß den Stuhl mit den Füßen um, daß er beinahe von dem Schafott kollerte. Da trat der Kirchenrat vor den wütenden Verbrecher.

„Heß,“ sagte er, „was machst du für Sachen? Sei ver-

nünftig! Geh, Heß, laß dich köpfen! Thu mir den Gefallen. Lang dauert's ja nicht! Du kannst doch nicht verlangen, daß der Rettig deinetwegen umsonst von Ettlingen hierher gekommen sein soll! Die Sache muß doch ein Ende haben! Thu mir die Schande nicht an, Heß! Laß dich köpfen! Komm, Heßchen, laß dich ruhig köpfen!"

Heß wurde jetzt in der That ruhig, ließ sich von Engel, der ihn beständig auf die Schulter tätschelte, zum Stuhle führen, leistete keinen Widerstand beim Binden und ließ sich köpfen.

Diesen Vorgang auf dem Schafott ließen sich die Kinder in Gießen nicht entgehen, sie spielten lange Zeit „Köpfchens". Sie führten die ganze Geschichte dramatisch auf, und je mehr der Pseudo-Heß wütete und tobte und je eindringlicher der Pseudo-Kirchenrat Engel sein „Laß dich köpfen" wiederholte, desto größer war das Vergnügen. C. T.

Kuriose Hochzeitssitte. — Auf dem Westerwalde wird noch eine Hochzeitssitte geübt, die wohl nirgends ihresgleichen finden dürfte. Kehrt der Hochzeitszug aus der Kirche zurück und ist er vor dem Hochzeitshause angekommen, dann begrüßt ihn der Brautvater und überreicht der Braut den Hochzeitswecken, das ist ein Brötchen. Die Braut beißt davon einen möglichst großen „Mussel", das ist ein Mund voll, ab und wirft den Rest des Brötchens über ihren Kopf rückwärts unter die Kinder und Schaulustigen, welche dem Zuge gefolgt sind. Unter den letzteren giebt es nun ein eifriges Raufen und Balgen um diesen Rest, und wer ihn erobert, preist sich glücklich, und wer nur einen Fetzen davon erhascht, nicht minder. Den „Mussel" aber, den die Braut abgebissen hat, nimmt sie wieder aus dem Mund und schlägt ihn, wenn sie ins Haus eingetreten ist, vorsichtig in ein Papier ein und legt diese Kostbarkeit in ihrer Kleiderkiste in die sogenannte Nebenlade. Und ob dieser Bissen mit der Zeit auch steinhart wird, hier bleibt er liegen, bis die Braut zum erstenmal Mutter geworden ist, und ihrem Kinde der erste Brei gekocht werden soll; dann wird der Bissen aus der Nebenlade hervorgeholt, auf dem Reibeisen zu Mehl zerrieben, und von diesem dem Kinde der erste Brei gekocht. Und fragt man nach dem

Zwecke dieſer Sitte, ſo wird man belehrt, daß ein Kind, welches ſolchen erſten Brei bekommt, ſchmerzlos zahnt und auch in der Folgezeit kein Zahnweh bekommt. C. T.

Der Prozeß gegen Sokrates unter König Otto. — Bekanntlich wurde Sokrates im Jahre 399 v. Chr. von dem Areopag zu Athen wegen Leugnung und Läſterung der Götter zum Tode verurteilt. Unter der Regierung Ottos von Bayern und zwar im Jahre 1838, alſo 2237 Jahre nach jenem Urteilsſpruch und deſſen Vollzug, reichte ein wunderlicher Gelehrter, der Advokat Paradopulos in Theben, bei dem Tribunal in Athen ein umfangreiches Schriftſtück ein, worin er unter Aufwendung eminenten Wiſſens und mit großem Scharfſinn nachzuweiſen ſuchte, daß Sokrates niemals die Götter verleugnet oder geläſtert habe, daß demnach der Urteilsſpruch des Areopags, der ihn ſolcher Schuld für überführt erachtet und deswegen zum Tode verurteilt hatte, ein ungerechter geweſen ſei. Er verlange aus dieſem Grunde zur Ehre des griechiſchen Volkes und um die geſchändete Ehre des großen Philoſophen wiederherzuſtellen, eine Wiederaufnahme des Prozeſſes. Das Tribunal legte das Schriftſtück ſtillſchweigend beiſeite, wodurch ſich aber der hartnäckige freiwillige Anwalt von weiteren Schritten in der Sache nicht abhalten ließ. Um zunächſt in der Oeffentlichkeit dafür Propaganda zu machen, ließ er ſein bei dem Tribunal eingereichtes Schriftſtück drucken und verteilen, dann auch kam er bei den Kammern mit dem Antrage ein, eine Kommiſſion zu ernennen, die darüber zu beraten habe, mit welchen Mitteln eine Reviſion des Prozeſſes gegen Sokrates herbeizuführen ſei. Indeſſen auch die Kammern verhielten ſich dieſem Ankrage gegenüber ablehnend. Herr Paradopulos wandte ſich nun in ſeiner Sache in einer Eingabe an den König und in einem Aufrufe an das griechiſche Volk. Der König ließ dem Petenten zur Antwort geben, daß ihn perſönlich die Sache zwar ſehr intereſſiere, er aber als König nichts thun könne. An dem griechiſchen Volke ging der Aufruf aber ſpurlos vorüber. Alle dieſe Mißerfolge in einer Sache, die er mit heiligem Eifer aufgenommen, und die er für eine nationale hielt, kränkten den Gelehrten dermaßen, daß er bald nachher einem Gallenfieber erlag. C. Sp.

Auch eine Gratulation. — Der Generalſtabsarzt Doktor v. Wiebel war, obgleich er ſchon ſehr hohe Orden beſaß, damit keineswegs zufrieden, er wollte immer mehr, insbeſondere hoffte er auf den Schwarzen Adlerorden, hatte damit jedoch kein Glück, ſo ſehr er es auch vor jedem Ordensfeſte darauf anlegte. Am 18. Januar 1853, als wieder das Ordensfeſt gefeiert werden ſollte, ging er ſchon in aller Frühe zu König Friedrich Wilhelm IV., bei dem er als Leibarzt freien Zutritt hatte, und ließ es nicht an allerlei Anſpielungen fehlen.

Da ſagte der König endlich: „Nun, lieber Wiebel, ſage ich Ihnen für jetzt adieu; wir ſehen uns ja beim Ordensfeſte wieder."

„Da geh' ich nicht hin," entgegnete Wiebel kurz.

„Warum denn nicht?"

„Ich habe ja nichts gekriegt, Majeſtät."

„Wirklich? Sie hätten nichts gekriegt? J, da muß ich doch gleich mal nachſehen! Da liegt ja die Ordensliſte; geben Sie doch einmal her!"

Der König ſah eine Weile hinein, dann ſagte er: „Wahrhaftig, Sie haben recht, Sie ſtehen nicht darin! Nun, da gratuliere ich Ihnen beſtens, da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!" E. K.

Grauſame Kuren. — Zur Zeit, als in der Politik der Giftbecher noch eine große Rolle ſpielte, pflegten die Fürſten auf ihren Reiſen und Feldzügen Trinkbecher aus Rhinoceroshorn mit ſich zu führen, die in dem Rufe ſtanden, ſogleich in Stücke zu zerſpringen, wenn jemand Gift hineinthue. Zwei ſolcher „Giftpokale" befinden ſich im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden. Der eine iſt ein Geſchenk der Kurfürſtin Magdalena Sibylla an ihren Gemahl Johann Georg II. von Sachſen (1656—1680); der andere ſoll von ſeinem Leibarzte Doktor Gangland ſtammen.

Zu jener Zeit war es wirklich doppelt gefährlich, vergiftet zu werden, denn ſtarb man nicht am erhaltenen Gift, ſo konnte man deſto ſicherer durch die ärztliche Behandlung ums Leben kommen. Dieſe beſtand darin, daß der Vergiftete, mit den Beinen nach oben, an die Zimmerdecke gehängt wurde, damit das Gift aus Augen, Naſe und Mund herauslaufen könnte, wenn man nicht vorzog, zur Erleichterung dieſes Auslaufens,

dem Kranken auch noch ein Auge auszustechen, wie es dem nachmaligen deutschen Kaiser Albrecht I. geschehen war, als er sich auf dem Reichstage von Nürnberg (11. November 1295) vergiftet glaubte. W. St.

Das erste Regiment! — Als Wellington, der berühmte Feldherr der Engländer, während des Feldzugs gegen Spanien einem schottischen Regiment den Befehl gab, sich an die Erstürmung einer feindlichen Batterie zu San Sebastian zu wagen, suchte er dem Kommandanten des betreffenden Regiments diese gefährliche Aufgabe dadurch zu versüßen, daß er ihm das Kompliment machte, sein Regiment sei das „erste in dieser Welt".

„Jawohl, Mylord," erwiderte — in richtiger Würdigung dieses zweifelhaften Vorzugs — trocken der Kommandeur, seine Mannschaft vorwärtsführend. „Und ehe der Befehl Eurer Herrlichkeit gänzlich zur Ausführung gelangt, wird es — aller Wahrscheinlichkeit nach — auch das erste in der anderen Welt sein!" K. R.

Eine Schmetterlingsfarm. — Die Schmetterlingszucht wird auch im großen betrieben, und ein sehr bekannter Züchter ist der englische Naturforscher William Watkins. Die „Schmetterlingsfarm", wie sie ihr Besitzer nennt, liegt in Eastbourne, ganz nahe der Südküste von England. Ihre Lage schützt sie völlig gegen die rauhen Seestürme. Sie stellt einen großen Garten dar, in dem eine Menge der verschiedensten Blumen und Gesträuche wachsen, und etwa eine Million Schmetterlinge aller Arten in voller Freiheit umherflattern; hochragendes Gitterwerk hindert ihr Entweichen. Watkins verschickt die Schmetterlinge an alle Sammler und an zoologische Gärten der Alten und Neuen Welt. Er hat auch die hochinteressante entomologische Abteilung des zoologischen Gartens in London gegründet. E. K.

Ein Arzt auf dem Sterbebette. — Wilhelm Hunter, der berühmte englische Anatom, bekam im März 1783 einen Gichtanfall und mußte einige Tage das Zimmer hüten. Kaum hatte er sich etwas erholt, so hielt er, dem Rat seiner Freunde entgegen, eine Vorlesung; dies strengte ihn aber so sehr an, daß er nach der Vorlesung ohnmächtig wurde und in der folgenden Nacht einen Schlaganfall erlitt, dem er am 30. März erlag.

Ruhig und mit vollem Bewußtsein sah er den Tod herannahen, und noch in den letzten Augenblicken sagte er zu einem Freunde, der an seinem Lager stand: „Hätte ich Kraft genug, die Feder zu halten, so möchte ich gern aufschreiben, wie leicht und angenehm es ist, zu sterben." W. H.

Maler mit vielen Wohnungen. — Antoine Vollon, ein bekannter Maler von Stilleben, besaß in Paris in allen Stadtteilen nicht weniger als drei Dutzend Zimmer, in welchen sich nichts weiter befand als eine Staffelei und ein Stuhl, und die ihm als Ateliers und als Zufluchtsorte gegen aufdringliche Leute dienten. Er hatte eine wahre Scheu vor Besuchern. Um seine Spur zu verwischen, mietete der Maler immer neue Räume. Er arbeitete selten zwei Wochen hintereinander in demselben Atelier. In der Rue Dunkerque besaß er zwei Wohnungen, die einander gegenüber lagen. — Sein Freund Charles Monselet hatte dieselbe Gewohnheit; aber es war nicht dieselbe Art Besucher, die er durch das Mieten immer neuer Wohnungen irrezuführen suchte, er hatte vielmehr weit dringendere Gründe für sein Thun als Vollon, denn er hatte seine Gläubiger zu fürchten. E. K.

Mißratene Schmeichelei. — Der redegewandte Fürst Talleyrand saß einst zwischen der durch Geist ausgezeichneten Frau v. Staël und der schönsten Frau ihrer Zeit, Julie Récamier, und sagte, um ihnen zu schmeicheln: „Da sitze ich nun zwischen dem Geist und der Schönheit."

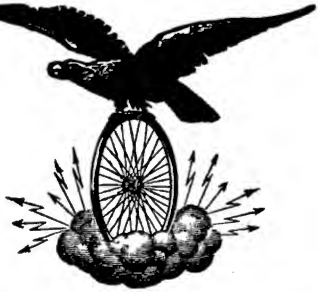
Frau v. Staël nahm das übel, denn sie war zwar mit ihrem Mulattengesicht nichts weniger als schön, wollte das aber doch nicht hören, und Frau Récamier wandte sich ebenfalls beleidigt ab, denn sie nahm auch den Geist für sich in Anspruch.

Während sie schwieg, erwiderte die Staël: „Allerdings sitzen Durchlaucht zwischen dem Geiste und der Schönheit, leider aber besitzen Sie weder das eine noch das andere." D.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Adler Fahrräder

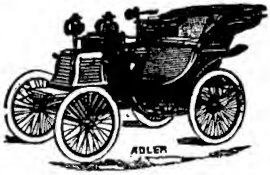


Adler Motorwagen

und

Schnell-Schreibmaschinen

in vollendetster Ausführung!



Adler Fahrradwerke

vorm. **Heinrich Kleyer**

Frankfurt a/M.

Vielfach prämiiert mit „höchsten" Auszeichnungen.

Patentiert in allen Kulturstaaten.

Grösste Leistungsfähigkeit.

Unmittelbar sichtbare Schrift.

Stärkste Durchschlagskraft.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Maggi **zum Würzen** ist und bleibt das beste, billigste u. ausgiebigste Mittel, um jeder schwachen Suppe, Saucen und Gemüsen mit wenigen Tropfen augenblicklich einen äusserst feinen, kräftigen Wohlgeschmack zu geben. Es hat sich seit Jahren bewährt und wird von **keinem** alten und neuen Produkte übertroffen. In Fläschchen schon von 25 Pfg. an. Ebenso vorzüglich sind **MAGGI'S Bouillon-Kapseln,** welche, mit allerbestem Fleischextrakt hergestellt und feinste Gelatine, Gemüseauszüge und das nötige Kochsalz bereits enthaltend, — durch einfaches Uebergiessen mit kochendem Wasser —, augenblicklich eine Portion kräftiger Fleischbrühe für 6 Pfg. oder extra starker Kraftbrühe für 8 Pfg. ergeben.

● **Zu haben in allen Delikatess- und Kolonialwaren-Geschäften.** ●

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Moderne Romane aller Nationen.

Preis jedes Bandes elegant kart. 75 Pf. Geschmackvoll gebunden 1 Mark.

Diese modern ausgestattete Sammlung enthält wirkungsvolle Romane hervorragender Autoren. Wir halten die Bände, welche durchweg eine gediegene Unterhaltungslektüre abgeben, bestens empfohlen.

Bis jetzt sind die nachstehend aufgeführten Bände erschienen:

1. **Richard Voß**, San Sebastian.
2. **Luise von François**, Judith, die Klauswirtin.
3. **Daudet**, Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.
4. **Baldwin Möllhausen**, Das Geheimnis des Hulks.
5. **Iwan Turgenjew**, Rauch.
6. **Konrad Telmann**, Gerichtet.
7. **Ernst Pasqué**, Zwei Eleven Worths.
8. **Edgar A. Poe**, Seltsame Geschichten.
9. **Ouida**, Die Leiden einer Aufstandsdame.
10. **Fr. Bret Harte**, Im Walde von Carquinez.
11. **Ernst Freih. von Wolzogen**, Basilla.
12. **Maximilian Schmidt**, Glasmacherleut'.
13. **Theodor Dostojewski**, Erniedrigte und Beleidigte.
14. **A. Silberstein**, Hochlandsgeschichten.
15. **Iwan Gontscharow**, Eine alltägliche Geschichte.
16. **Max Ring**, Frauenherzen.
17. **L. von Sacher-Masoch**, Der kleine Adam.
18. **August Becker**, Das alte Bild.
19. **Gg. Mengs**, Hochsommerzeit war's.
20. **Rudolph Straß**, Das weiße Lamm.
21. **Pierre Loti**, Mein Bruder Yves.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Von Autoritäten der Kinderheilkunde und tausenden Ärzten empfohlen. Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die Muttermilch. Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an Verdauungsstörungen. Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh und Diarrhoe etc. als BESTES in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.

für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. **Otto Ring & Co.**

Filmed by Preservation 1992

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 01457 6550